

75-270-1
Dederra, Dr. Erich
alias F. C. Brechtfeld

Aus
Jürgen Thorwald Bd I.

Breitfeld E. C.

alias Dr. Erich Federmann

Aus

Jürgen Thorwald Bd. I

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Dr Erich Dederra

Bamberg
Geyerswörthplatz 2, 9.4. 49

An die

Redaktion der Zeitschrift
"Christ und Welt"

Stuttgart.

75-220-2 655
Institut f. Zeitgeschichte
München
ARCHIV
11. APR. 1949
966/53
R

Meine sehr geehrten Herren !

Diesen Brief richte ich diesmal an die Redaktion, da meine beiden letzten an Herrn Dr Höpker persönlich gerichteten Schreiben ohne Antwort geblieben sind. Ich nehme aber an, daß einige Ihrer Herren meinen Namen aus den vorhergegangenen Schriftwechseln mit Herrn Dr Höpker, die sich ja immer auf CUW bezogen haben, kennen. Zunächst möchte ich Ihnen meinen Beifall zu den beiden letzten Nummern Ihrer Wochenchrift aussprechen. Vor allem die Nummer 14 entspricht genau dem, was ich mir unter einem christlichen Wochenblatt, das für die Welt schreibt, vorstellen. Ausgezeichnet die Informationen über die Ostschicksale. Glänzend die beiden Aufsätze über die "Beiden Deutschländer und die Baugerüste Europas." Tiefsinnig und zu wirklicher Besinnung über dieses schwere Thema anregend die Studie von Schomeros über den Kleinen Mann, treffend die kleinen Notizen nach dem Leitartikel, diesmal wirklich eine genau so wie die andere. Rührend und ergreifend und wahrhaft ans Herz jedes christlich erzogenen rüttelnd die Mahnung in "Verlorene Heimkehr" und äußerst lehrreich der Aufsatz über die evangelischen Akademien. Ich finde es auch kühn daß Sie sich nicht gescheut haben, die Zuschrift über die Volkspolizeikasernen abzudrucken, wenn sie auch an mancher Stelle den roten Souffleur verrät. Alles sehen wir gewiss nicht richtig hier im Westen und Objektivität gehört bestimmt zu Ihren vornehmsten Aufgaben. Erheiternd und aufschlußreich schließlich die Zusammenstellung über die Royalties. Fahren Sie so fort! Ich verfolge Ihre Arbeit vom ersten Tag an und mache mir viel Gedanken über sie. Nicht immer war ich ganz einverstanden. Zu Anfang dieses Jahres hatten Sie eine kleine Flaute. Nun aber sind Sie wieder richtig in Fahrt. Mögen Sie Ihr Ziel, das immer klarer hervortritt erreichen und die Gefahr, zu einem Boulevardblatt herabgewürdigt zu werden, weitest mit so viel Geschick umschiffen wie bisher!

Das zweite Anliegen dieses Briefes ist mehr persönlicher Art und nimmt Bezug auf Ihre Aufforderung in Nr 13, an den Ostdeutschen Schicksalen mitzuarbeiten. Ich habe auf diese Aufforderung kurz schon in meinem letzten Schreiben an Dr Höpker vom 29.3. reagiert. Damals gab ich aber nur einen Hinweis auf ein schon lange in meinem Schädel spukendes Projekt zu einem Buch, das von 1914 - 1945 gehen soll und die grenzdeutsche Schicksalslinie in verschiedenen persönlich erlebten Bildern verfolgen soll. Ich wiederhole heute mein Angebot, Ihnen dieses Buch vorab zur Verfügung zu stellen. Um aber nicht leere Worte zu machen, habe ich jenes Kapitel welches Sie derzeit am meisten interessieren dürfte, nämlich die letzten Drager Tage (gedacht als letztes Kapitel ^{des ersten Bandes} in einem dreibändigen Werk, das mit Mai 1945 den ersten Band abschließt und den zweiten mit der Internierungsschicksalslinie) (1000)

in eine endgiltige Form gegossen und stelle es Ihnen zur Veröffentlichung zur Verfügung. Das Kapitel ist natürlich im Zusammenhang mit dem Gesamt- buch zu verstehen, wenn man es einzeln veröffentlicht, würde es vielleicht einige Striche benötigen. Das überlass ich Ihnen. Sollten Sie es verwenden können, dann bitte ich um einen Bescheid und um Ihre Bedingungen. Andernfalls erbitte ich mir die Rückstellung der Niederschrift. Im Falle der Veröffentlichung bitte ich, mein ~~gewähltes~~ Autorenpsudonym E. E. Breitfeld zu verwenden, da ich aus Familienrücksichten und auch aus Ihnen sicher begreiflichen persönlichen Gründen nicht mit meinem wahren Namen zeichnen möchte. *und auch nicht als Autor bekannt werden möchte.* Falls Sie an weiteren oder anderen Kapiteln interessiert wären, bitte ich, mir dies rechtzeitig zu schreiben, da ich etliche Zeit für die Schlußredaktion der Kapitel, die teilweise nur ganz roh entworfen sind, brauche.

Mit den besten Wünschen für Ihre weitere Arbeit

hochachtungsvoll

Manuskript
9 Blätter.

Dr. Hildebrand

*) Ein Bezug auf den geplanten Buch ist bei der Veröffentlichung nicht notwendig.

25710-3
E.C. Breitfeld. ^{geplanten}
Aus dem Buch "Grenzdeutscher Schicksalsweg"
Band I letztes Kapitel.

Institut f. Zeitgeschichte
München
ARCHIV

966/53

Woche zwischen den Welten
(Prag, 28. April- 5. Mai 1945.)

Nichts mehr fast war geblieben von dem riesigen Reich, das sich vom Atlantik bis zur Wolga und vom Nordkap bis in die Afrikanische Wüste erstreckt hatte. Eine winzige Insel - so ragte das böhmische Kernland aus der von allen Seiten anstürmenden Brandung. In ~~den~~ Herzen dieser Insel, das man so oft als das Zentrum Europas bezeichnet hatte, lebte in scheinbar unerschütterlicher Ruhe die tausendjährige Stadt an der Moldau.

Jedermann wußte, daß auch diese Ruhe bald zu Ende gehen würde. Nur wenige mochten ahnen, in welcher Weise dieses Ende heraufziehen sollte.

Für den Abend des 28. April hatte das Prager Deutsche Philharmonische Orchester in dem seit einigen Jahren wieder seiner ursprünglichen Bestimmung zugeführten Konzertsaal des Rudolphinums, der durch zwanzig Jahre vorher, und seit ^{Juni} 1945 wiederum, als Sitzungssaal des tschechischen Parlamentes gedient hat, ein Konzert angesagt. Beethovens erste und dritte Symphonie standen auf der Tagesordnung. Dicht gefüllt war der Saal. In festlichem Licht strahlten die hunderte ~~von Kerzen~~ seiner Leuchter. In festlichem Aufzug saßen die Philharmoniker an ihren Bälten und begeistert und beschwingt wie selten zuvor führte sie ihr jugendlicher Dirigent. Die an Mozart anklingenden Weisen der ersten Symphonie verrauschten, und die Stimmung wurde gewichtiger, als die 3. Symphonie anhub. Symphonia Eroica! - ein bedeutungsvoller Name! Wußte man auch nicht recht, wer die Helden und wer die Narren in dem grausigen Schauspiel dieser Zeit waren, so hatte man doch das Gefühl, daß Gewaltiges, oder - um ein damals viel mißbrauchtes Wort einmal richtig anzuwenden - Gigantisches vor sich ging. Solche gewaltigen Zeiten hatte der große Tonschöpfer aus Bonn mit seiner heldischen Musik einst in Klänge gebannt. Diese Klänge ertönten nun wieder, zuerst das sieghafte Thema des Allegro, nach ihm der wuchtige Trauermarsch. Der ganze Saal stand in ^{der} ~~der~~ gleichen ~~Raum~~ Verzauberung. Durch wieviele Hirne mag damals der Gedanke gezogen sein, daß die Trauermusik an diesem Apriltag des Jahres 1945 ein Lied des Abschieds war, des Abschieds von einer Welt, die, einst mit großen überspannten Hoffnungen erschaffen und geplant, nun endgiltig zusammengebrochen war und Millionen in ihren Untergang mit hineinriß! Viele Zuhörer weinten fassungslos. Das Orchester war von der allgemeinen Stimmung

00002

so ergriffen, daß seine Leistung alles überragte, was es vordem an Künstlerischem dargeboten hatte. In dem breiten inbrünstigen Ritardando des Finale, kurz vor dem Schluß, schwang sich der Klageruf des Abschiednehmens und Versinkens noch einmal gewaltig hoch. Dann ging man nach Hause, durch eine laue, sternklare Frühlingsnacht, vorbei an den ehrwürdigen Silhouetten der alten Bauwerke und Paläste, schaute hinauf zu den Schattenbildern der abgescrägten gotischen Turnhelme am Rathaus, am Pulverturm - und für Augenblicke schien es, als schwebe das Denken allein in einer unwirklichen Welt von Kulissen. Man ging durch eine unzerstörte Stadt, während ringsum das Reich in Trümmern lag. Man schritt aus in der bisher noch unangetasteten Sicherheit eines bürgerlichen Daseins, während ringsum alles im Chaos versandete. War das noch Wirklichkeit?

Es war der kurze Zwischenakt, der hier im Herzen des Reichs aus dem Drama des Niederbruchs in das Drama der Ohnmacht hinüberleitete. Als einzig Reales begleitete diesen Zwischenakt die deutsche Musik, der Ausdruck jenes ungreifbaren aber stets von neuem erweckbaren Reiches, das vorzüglich und im besten Wortverstande ein deutsches Reich genannt werden darf.

Einen guten Teil der Nacht nach diesem Konzert verbrachte man dann am Rundfunkgerät. Auch hier war alles wie unwirklich. Die tollsten Gerüchte erklangen aus den verschiedenen Sendern. Drehte man an dem magischen Knopf, mit welchem unsere technische Kunstfertigkeit die Geisterstimmen aus dem weiten Raum herbeizuzaubern gelernt hat, nur eine kurze Weile hin und her, so mußte man vor dem erschrecklichen Wirrwarr betäubt fliehen. Friedensangebote Himmels, Drohungen der Feindmächte, die völlig unglaubwürdigen Vertröstungen der eigenen Propaganda, Gerüchte, halbe Wahrheiten, faustdicke Lügen, das ist das Bild, dem sich der Mensch in dem Zeitalter der Technik immer wieder gegenüber sieht. Zwar steht ihm alles zu Gebote, aber statt es zu beherrschen, wird er davon genarrt. Und so flieht er dann in die tröstliche Enge eines trügerischen Augenblicks, in dem er sich verkriechen kann.

Möge der Rundfunk verkünden und beschwören, was er will! Wir sitzen hier in Prag noch in unserer Ruhe. Noch hat sie keiner ernstlich gestört, nicht einmal die feindlichen Flieger - also, lasst uns weiter in dieser Ruhe verharren! Was morgen kommt, weiss keiner und keiner kann es beeinflussen oder abwenden. - Zwar

Institut für
Geschichte

flohen viele, wild und überstürzt, mit Lastwagen, mit Trecks, auf den Pfaden über die grüne Grenze, die einen bar und bloss, die anderen mit grossen Teilen ihrer Habe. Aber das, was man über das Schicksal dieser Flüchtenden hörte, ihre Gefährdung bei Tieffliegerangriff, ihre Zusammenstösse mit Partisanengruppen oder marodierenden Heeresteilen, die völlige Unsicherheit dieses Weges in eine unbekannte, feindliche Fremde, dies alles lockte nicht zur Flucht. Manche auch gab es, die hielt ein anderes Bewusst^{seins} ein an Ort und Stelle. Die empfanden ihren Dienst in dieser Stadt wie eine Pflicht. Sie waren sich persönlich keiner Schuld bewusst und sie wollten darum an ihrem Posten ausharren bis zum Ende, so oder so. Doch auch unter diesen waren es viele, die sich in der unechten Sicherheit dieser so überraschend ruhigen Frühlingstage wiegten, wie in einem Kindertraum. Blitzartig nur wurde bewusst, dass dieses Dasein selbst eigentlich schon mehr ein Traum war, denn es hatte nirgends mehr einen Halt. Man lebte im wahrsten Sinne zwischen den Welten. Die eine Welt, an der man noch mit einem Faden hing, war eingestürzt. Zu der anderen, die kommen sollte, hatte man keinerlei Beziehung; denn Furcht schafft kein lebendiges Verhältnis.

In solcher gespenstischen Ruhe verging der 29. und Teile des 30. April. Der letzte Apriltag brachte ^{ein} zwar kleines, ^{aber} groteskes Intermezzo, dessen Urheber, er immer er auch war, bestimmt einigen Humor hatte. Plötzlich nämlich hiess es, die deutschen Reichsmarkscheine seien ausser Kurs gesetzt und die Strassenbahnschaffner weigerten sich, sie in Zahlung zu nehmen. Die deutsche Reichsbankstelle selbst wusste keinerlei klare Auskunft zu geben. Die Verwirrung des Landes zeigte sich an. Am Nachmittag dann war der ganze Spuk vorüber. Die Behörden hatten sich errafft und den Spassvogel, der diese Nachricht sogar durch den Rundfunk verbreitet hatte, wieder in seine Schranken zurückgewiesen. Unruhe verbreiteten nur einzelne Tiefflieger, die zum ersten Mal die Umgebung der Stadt unsicher machten. Unruhe bestand auch über das, was am nächsten Tag, dem 1. Mai, geschehen würde. Denn dieser Feiertag der Deutschen Arbeit war zugleich ein Feiertag der roten Revolution, der im Herzen heimlich viele Bewohner des Landes angingen. Würden sie diesen Tag, seit Jahrzehnten ein Tag des Aufbegehrens, zum Anlass nehmen, um das morsche Gebälk, das die schwanke Kuppel dieser ^{Getreide} Zitadelle des Reiches noch hielt, einzureissen? Wieder sass man die halbe Nacht am Rundfunk. Ein Gerücht jagte das andere. Olmütz wurde im Deutschen Wehrmachtsbericht genannt. Von der West-

front schwieg er schon seit Tagen. Ein Gemunkel ging - und es hat sich später als richtig erwiesen - dass Eger und Karlebad in der Hand der Amerikaner seien. Wozu das alles noch? Telephonate gingen durch die Stadt, es sei Standrecht, auf dem Wenzelsplatz seien Deutsche Panzer aufgeföhren. Ebenso rasch wurden diese Nachrichten bald darauf widerrufen. Um all dem Nervenzerre zu entgehen, schaltet man schliesslich den Deutschen Prager Rundfunk ein. Er ist - überraschenderweise - mit dem tschechischen Sender gekuppelt. Josef Kailberth dirigiert das a-moll Konzert von Robert Schumann. Ludwig Hölscher spielt das Cello. Die unendlich einsame Melodie des kurzen langsamen Zwischensatzes, diese Ballung von Melancholie und Schwermut klingt auf. Verloren ziehen die Töne durch den Raum. Verloren irrt ihnen das erregte Gemüt des Hörers nach. Alles unwirklich! Alles ein Spuk, jenseits der Wirklichkeiten. Da, mit einem Mal, Trommelwirbel, Fanfaren, die herrliche göttliche Musik wird jäh unterbrochen (so war es immer!) und eine wichtige Meldung wird angesagt. K.H. Frank, der Staatssekretär des Reichsprotectors wird zur Bevölkerung des Protektorates sprechen. Man wartet, lange wird man auf die Folter gespannt; endlich - gegen Mitternacht - ertönt die harte und rauhe Stimme: eine politische Rede, eine törichte Rede, die Zeit ist über sie hinweggegangen als ob sie nicht gesprochen worden wäre; von denen, für die sie gehalten war, mag kaum einer sie ernst genommen haben. Nur das unselige Wort von einem Meer von Blut, das sie enthielt - auf die rebellionsüchtigen Tschechen gemünzt - hat sich in erschreckender Weise an den Deutschen des Landes und auch an seinem das Unheil kündenden Schöpfer bewahrheitet.

Der erste Mai verlief störungsfrei und ruhig. Niemand rührte die Hände zum Aufstand. Ein paar deutsche Panzer, die wie Spielzeuge über den Wenzelsplatz rollten, erregten den Spott der Spaziergänger. Das wahre Schicksal rollte indessen auf anderen Bahnen heran. Im Westen war alles in Auflösung. Im Osten hielt noch die Heeresgruppe Schörner. Die Strategen massen mit Zirkeln die Entfernungen und rechneten aus, wer früher da sein werde. Die Wahrscheinlichkeit sprach für die Amerikaner.

In der Nacht vom ersten zum zweiten Mai wurde dann der Tod Adolf Hitlers im Rundfunk durchgesagt. Wieder umrahmt von herrlicher deutscher Musik. Die Nachricht selbst wurde mitten in eine beeindruckende Wiedergabe die Schlusssatzes von Johannes Brahmsens 1. Symphonie hineingerufen. Noch einmal - zum letzten Mal für lange Zeiten - erklang dann Beethovens Trauermarsch. Ihm folgte der Aufruf des neuen obersten Kriegsherrn Dönitz, der vom Aus-

harren im Osten sprach. Der Morgen des nächsten, des 2. Maitages sah die Prager Zeitungen - deutsche wie tschechische - mit dicken Trauerrändern, Bilder des Reichskanzlers wurden gezeigt und die Presse erging sich in verherrlichenden Nekrologen. Das Volk aber - Deutsche wie Tschechen - die einst diesem Mann zugejubelt hatten, dachte im Innern: Schade, dass er so spät gestorben ist.

Hitlers Tod war auch der russere Abschluß. Unbegreiflicherweise jedoch geschah in Böhmen immer noch nichts. Selbst jetzt, wo der Riese gefällt, sein drohender Arm für ewig gelähmt war, standen seine inneren Widersacher Gewehr bei Fuß und warteten. Die Anzeichen der Katastrophe, die nun auch für diesen letzten Winkel der Sicherheit heraufzog, mehrten sich jedoch mit jeder Minute. Tiefflieger kamen alle halben Stunden bis an den Stadtrand. Aus den inneren Landesteilen sickerten unkontrollierbare Gerüchte von revolutionären Gesten der Einwohner durch. Die Riesentruppe des Generals Wlassow, dessen wahre Rolle in diesem Drama nie ganz deutlich geworden war, tummelte sich in kaum übersehbaren Banden zwischen Pilsen, Leitmeritz und Pardubitz umher und begann, da sie eingekesselt zwischen den Blöcken der herannahenden Feindarmeen keinen eigenen Daseinszweck mehr erkannte und an Verpflegungsmangel litt, auf eigene Faust zu marschieren und zu requirieren. Partisanengruppen machten die Strassen unsicher. Keiner wußte genaueres über den Stand der Dinge, daher praelte jeder aus seiner eigenen Hirnkammer. Am Nachmittag des zweiten Mai kam die erste authentische Nachricht, dass Wlassowtruppen im Bergbauggebiet von Kladno einen Krieg eigener Art begonnen hätten. Sie besetzten die Schächte, beschlagnahmten Vorräte und Gerät und kommandierten mit den erschrockenen Beamten, wie die Söldner einer feindlichen Soldateska. Weder Deutsche noch Tschechen wußten bis zum letzten Augenblick, wie sie mit diesen zusammengewürfelten Verbänden daran waren. Jeder fürchtete sich allmählich vor jedem. Weil alles zerfiel, wurde alles unsicher. Wie die Flieger, von oben bis an die Strassenknoten herabstossend, allen Verkehr und alle Planung lähmten, so verwirrte unten in den Herzen die Ahnung des Endes alle vernünftigen Gedanken. Die Werke standen praktisch still. Es gab keine Materialien mehr, es gab keine Zufuhr, es gab keine Lieferanten und keine Kunden. Dennoch hielt man Fiktionen aufrecht. Der Zentralverband der Industrie berief seine Mitglieder für den 2. Mai nachmittag zu einer Sitzung, bei der sogenannte klare Richtlinien ausgegeben werden sollten. Halten der Ostfront um jeden Preis! Einsatz aller Mittel für dieses Ziel! Aber die Planungsstäbe wußten die Frage nicht zu beantworten, woher man die Rohstoffe nehmen sollte, wer die Kohle zuführen werde, woher der Strom kommen werde, um die Maschinen zu betreiben. Und wollte

Inst...

einer gar fragen, wer die Ware denn abnehmen und an die Front schaffen werde, es hätte ihm keiner antworten können. Aber keiner fragte. Man benahm sich "als ob"; in einem stillschweigenden Abkommen der Solidarität der Katastrophe. Es wurde in dieser Sitzung gefragt, was es mit den Wlassowtruppen für eine Bewandnis habe und man gab beruhigende Versicherungen ab, ohne eine Handhabe für sie zu haben. Wlassow habe dem Staatssekretär sein Wort verpfändet. Wer war Wlassow, was galt sein Wort, wem hielt er sich verpflichtet? Diese Fragen standen in der Luft, aber man stellte sie nicht. Man nickte zu den offiziellen Versicherungen und ging aus der Sitzung nachhause mit einem schalen Geschmack auf den Lippen. Wie von abgestandenem Wasser, aus dem die trostreichen Lügen geschöpft worden waren, die man zu schlucken bekommen hatte.

Der dritte Mai - für manche Gebiete des Landes, vor allem in dem den Russentruppen näheren Osten, schon ein Tag des ersten offenen Aufrehrs mit Trikoloren und einer Reihe mehr kindlicher als gefährlicher Selbständigkeitskundgebungen - war für Prag und die nähere Umgebung wieder ein Tag der absoluten Ruhe. Sogar ins Kino konnte man noch gehen und für zwei Stunden über den bewegten Bildern das Grausen des Untergangs vergessen. Am Markt der Wirtschaft und des Staates zehrte der Wurm freilich reissend schnell. Wlassow zwar hielt sich für einen Tag zurück. Dafür aber garte die Frage der Beschäftigung für die tausenden Arbeiter, die in die Kriegsrüstung hineingepresst worden waren. Die Leute standen an den Werkbänken müßig herum. Und:....."Müssiggang ist aller Laster Anfang." Sollte man nun entlassen oder Arbeit zaubern? Dieses Problem wuchs von Stunde zu Stunde an und gab Anlass zu vielerlei inneren Planungen, die nicht mehr von einer staatlichen Autorität, sondern von einem rein privaten Verantwortungsgefühl der Manager getragen waren. So verging der dritte Mai. Abends war man müde. Die ewigen Tieffliegeralarne, der Krampf, von dem der Alltag ^{behallen war} ~~ein~~ ^{verwahrte} und die Planlosigkeit alles Tuns frass an der menschlichen Substanz. Man hörte schon gar nicht mehr auf den Kundfank. Wahrheit konnte er ja doch nicht vermitteln. Seit Hitlers Tod und Goebbels Verstummen schien Himmler zu regieren und Dönitz zu kommandieren. Der eine einen nichtbestehenden Staat, der andere eine in Auflösung begriffene ganze Armee. Das war die alte Welt, die versank. Vielleicht, so hoffte man, kam die neue doch sanfter und zarter herauf, als man befürchtet hatte. Vielleicht kam sie schon morgen mit den Amerikanern, die angeblich in Pilsen standen??

..... Die Deutschen, die noch in Prag verblieben waren - nach Hitlers Tod hatte noch ein letzter run auf die Verkehrsmittel zur Flucht

aus Böhmen eingesetzt- begannen den vierten Mai in ~~dem~~ Gefühl, das zwischen vagen Hoffnungen und vollständiger Lähmung hin und herpendelte. Die Planung konnte sich nur mehr darauf beschränken, das Vakuum zu beherrschen. Man organisierte nicht mehr die Bewegung, sondern den Stillstand. Dabei ging es recht emsig zu. Auf den Werken in der Umgebung hielt man Konferenzen über Konferenzen. Es wurde herangefahren und herungeredet. Aber es gab keine Resultate. Nichts mehr folgte der vorbedachten menschlichen Lenkung. Tieffliegerangriffe verzögerten die Anfahrten. Am Werk angelangt, stand man vor neuen unerwarteten Fragen. Wlassowtruppen begannen wieder umherzuspuken. Ein Schacht unweit des grossen Bergbauzentrums war besetzt und gelähmt worden. Also hieß es dorthin fahren. Den geladenen Revolver nebenan am Wagensitz. Die Vorsicht erwies sich als übertrieben. Der Weg ging durch tote Dörfer. Das Auto wurde höchstens von müßigen Neugierigen angestarrt, aber von niemandem belästigt. Am Schacht war schon wieder Ruhe. Die "Wlassowci" waren abgezogen ohne jemandem etwas zuleide zu tun. Eine verschreckte deutsche Polizeiwache, die dort auf einsamem Posten stand, hatten sie der Gewehre beraubt, aber den Männern sonst nichts angehängt. Nun waren diese Polizisten heilfroh, als sie die Erlaubnis erhielten, von diesem heiklen Punkte abzuziehen. Sonst Stille und Todesruhe im Schachtrevier. Es gab kaum mehr Kraftstrom, beständig störten die Tiefflieger den Betrieb, man schaffte ins Leere und wiederum tauchten die Gespenster der Unwirklichkeit auf. Nur in den Augen der Angehörigen der anderen Nation glomm etwas auf, wie eine erste Hoffnung. Für sie zeichnete sich die neue Welt schon ab. Manche mögen sie sich ganz anders vorgestellt haben, als sie nachher wurde. Bei der Rückkehr vom Schacht gab es heftige Tieffliegerangriffe. Auf den Prager Flugplatz fielen Bomben. Die Autos mußten halten und es galt Unterschlupf auf offener Straße zu suchen. Riesenverspätungen entstanden so. Aber fielen sie überhaupt noch ins Gewicht? Im Sachlichen nicht mehr. Im Persönlichen vielleicht sehr. Denn so geschah es, daß eine für den Nachmittag geplante Konferenz auf einem der Werke auf den andern Tag verlegt wurde. Das bestimmte zumindest zwei Schicksale unter den tausenden, die sonst ganz anders verlaufen wären.

Am Spätnachmittag brandete die Aufregung bis an die Hauptstadt. Die wenigen Deutschen, die den Kopf behalten hatten, witterten das Unheil und suchten sich zu orientieren. Aber niemand gab mehr Auskunft. Jeder war nur mehr mit sich selbst beschäftigt. Kaum einer auch wußte, was wirklich geschah. Soweit man überhaupt noch mit Regierungsstellen Fühlung nehmen konnte, erhielt man nichtssagende Phrasen zur Antwort auf die drängenden Fragen.

Teils wußten sie wirklich nichts, teils scheuten sie sich immer noch, ein negatives Wissen preiszugeben. Immer noch bangten sie um ihre Köpfe, ohne zu bedenken wie viel mehr die Köpfe dadurch gefährdet wurden, daß sie sie in den Sand steckten.

Bei der abendlichen Heimfahrt mit der Straßenbahn wurden die Sturmzeichen deutlich. Junge Burschen machten sich an den Haltestellen an die Richtungsschilder und strichen über Gejohle und Triumphgelächter die deutschen Aufschriften aus. Das Volk stand beifällig mormelnd dabei. Die Deutschen - auch die Polizei - blickten zur Seite und schwiegen. Mutige Firmeninhaber übermalten ihre deutschen Schilder und strichen sie an den blauweißroten Nationalfarben. Das ganze hatte einen Zug kindlicher Tändelei. Es fiel kein Schuß und Übergriffe von Bedeutung sind von diesem Abend nicht bekannt geworden. Die Deutschen beäugten das Treiben fassungslos, die Tschechen hatten noch keine klaren Richtlinien. Vielleicht, auch glaubte der eine oder der andere doch an die offizielle Version, daß Verhandlungen zu einer friedlichen Umbildung der staatsrechtlichen Stellung Böhmens im Zuge seien. Jedenfalls aber wagte keiner, ob der Amerikaner oder der Russe als erster die Hauptstadt betreten werde. Gerüchte besagten, daß amerikanische Panzer nur 40 km westlich der Stadt stünden. Die Russen dagegen wurden immer noch in etwa 250 km Entfernung an den böhmisch-mährischen Grenzkämmen von Schörner in Schach gehalten.

Dem signlosen Gehetze des Tages folgte zunächst ein lebhafter Abend. Freunde riefen an und baten um Rat, einer jungen Mutter sollte in letzter Minute ein Fahrzeug verschafft werden, damit sie mit ihrem Säugling aus der Gefahrenzone hinauskäme. Ein alter Kamerad der für zwei Tage Sonderurlaub von der Ostfront heimgekommen war - der Arme hat diesen Urlaub mit dem Leben bezahlt! - kam noch zu einem besinnlichen Gespräch, dann ließen die Nerven nach und der Schlaf forderte seine Rechte. Kein Radio mehr, keine neuen Sensationen, nur noch für wenige Minuten ein gutes Buch, ehe die Augen zufielen! Das englische Original von Margaret Mitchells "Gone with the Wind" - eben von einem Freunde ausgeliehen - lag am Nachttisch. Wie ein Omen liegt der Titel dieses Buches über dem letzten Abend.

Vor dem träumenden Auge, das über dem Bache bald in den Frieden des Schlammers entsinkt, erstehen die alten Bilder, die die Geschichte dieser letzten dreißig Jahre enthalten. Sanft und tief ^{ist} der Schlaf dieser letzten Nacht. Die Bilder alle, sie verweben sich mit den Träumen zu einem bunten Gemälde. Der herrliche Kaisergarten, in dem der Schläfer vor einunddreißig Jahren die Nachricht

von dem Attentat in Sarajewo hörte, die Kinderspielle am
 Laurenziberg, das unvergänglich schöne einzigartige Panorama
 von Fluß und Burg, ~~der~~ Wischegrad, die väterliche Wohnung am
 Ufer des Flusses, in der man 26 Jahre glücklich gelebt hatte,
 die Villa am Stadtrand in der die letzten schweren Jahre
 dahingeflossen waren und in der das ^{lebenslange} Leben, das man bisher
 als einzig lebenswert empfunden hatte, nun ausebbte
 31 bewegte Jahre drängen sich in diesem Rückblick auf die letzte
 Nacht zusammen. Immer wieder dringt in den Traum hinein die
 ewige deutsche Musik, die seit je in Prag so eifrig gepflegt
 worden war, es erklingen die Melodien des letzten Konzerts
 und der Lichterglanz des Rudolfinums huscht über das Bild...
 wie einer Woche, als das Ende anfang war man da gesessen und
 für den 5. Mai war ein weiteres Konzert geplant, in dessen
 Generalprobe am Morgen des Aufführungstages die ersten Schüsse
 aus dem Städtinneren polterten, sodaß das Orchester zerstieb.-

..... Sanft und tief war der Schlaf aus der einen Welt in die
 die andere. Am nächsten Morgen, Samstag den 5. Mai 1945, ge-
 stärkt von solch erquickendem Schlummer, verließ man sein
 Haus, ohne sonderliche Vorkehrungen zu treffen, mit der
 Absicht es Mittags wieder ^{heim zu kehren} zu betreten. Man stieg ins Auto
 und fuhr aus der äußerlich noch immer ruhigen Stadt, in der
^{man} erst frühmorgens ein paar unbedeutende Zusammenstöße geschehen
 waren, zu der vom Vortag verschobenen Besprechung. hinaus an eines der Werke. Und ohne es zu ahnen fuhr
 man in ^{ein neues} das Schicksal, in die Revolution, die einen am Ziele
 bereits erwartete. Man verließ die Stadt für immer, um sie als
 freier Mensch nie wieder zu betreten. Man sah nicht vorher,
 daß man nie wieder in die eigenen Wohnung kommen würde,
 geschweige denn eines der Stücke darin, die einem teuer waren,
 wiederschen oder wiedererhalten würde.

Die Woche zwischen den Welten war um. Die trügerische Geborgen-
 heit war zu Ende. Was in ihr gelegen war - auch das Buch mit
 dem prophetischen Titel - wurde nun "vom Winde verweht" -
 für alle Zeiten!

E n d e .

Institut für...

ZS 220-12

Herrn
Dr. Erich Dederra

(13) Bamberg
Geyerswörthplatz 2

13.4.1949

4 1 Bo./Kz.

Sehr geehrter Herr Dr. Dederra !

Wir danken Ihnen bestens für Ihren Brief vom 9.4.49 und für das beiliegende Manuskript. Unsere Darstellung über die Ereignisse in der Tschechoslowakei kann erst etwa in sechs Wochen erscheinen. Da Ihr Manuskript jedoch viele interessante Einzelheiten enthält, möchten wir es gerne hier behalten. Unsere Aufforderung zur Mitarbeit galt keinen durchfertigen Manuskripten, sondern Quellenunterlagen, die wir für unsere eigene Darstellung verwenden können. Wie Sie aus den bisherigen Veröffentlichungen von "Christ und Welt" sehen, ergibt sich dabei natürlich die Möglichkeit zu zitieren. Auch im Falle Ihres Manuskriptes. Wir bitten Sie, uns das Manuskript zu belassen und abzuwerten, in welchem Umfang wir es zur gegebenen Zeit zitieren können. Wir sind bei der Fülle der Einsendungen nicht in der Lage, jedes Manuskript zurückzusenden. Ja, wir können nicht einmal in allen Fällen antworten. Es steht Ihnen ohne jede Rücksicht auf uns frei, das Manuskript anderweitig zu verwenden. Sollten wir Aussagen mit Quellenangabe bringen, werden wir diese im Rahmen unserer Möglichkeit honorieren.

Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie dieser Regelung zustimmen würden.

Mit besten Grüßen

Schriftleitung

" Christ und Welt "

(Bongartz)

Schr. v. 17.5.49
+ 2 Mo. Anlagen:
"Heerlager Böhmen"
und
"Revolution in Kladno."

ZS 220-13

Institut für Zeitgeschichte

Dr. Erich Dederra

Baaberg, 14.5. 49
Geierswörthplatz 2

Institut f. Zeitgeschichte
München
ARCHIV

966/53

An die
Schriftleitung von
"Christ und Welt"
Stuttgart.

Betr. Ostdeutsches Schicksal.

Ich nehme Bezug auf Ihr Schreiben vom 13.4. 49 4 1 Bo./Kr und auf meine Briefe an Sie vom 9.4. sowie an Dr. Höpker vom 22.4. 49.

In einer Ihrer letzten Nummern haben Sie nochmals zur Einsendung von Beiträgen zur - einer erweiterten Ausgabe der Serie "Ostdeutsches Schicksal" aufgefordert. Sie haben zwar in dieser Aufforderung das Sudetenland und Prag nicht eigens erwähnt, ich nehme aber doch an, daß Ihnen auch Beiträge zu diesem Teil der ostdeutschen Tragödie erwünscht sind.

Ich habe deshalb zwei weitere Kapitel des von mir geplanten und in großen Teilen fertiggestellten Buches über den "Grenzdeutschen Schicksalsweg" das ich unter dem Pseudonym E. C. Breitfeld, zu veröffentlichen gedenke, herausgesucht, und sende Ihnen eine Rohschrift dieser beiden Kapitel zu Ihrer freundlichen Gebrauchnahme. Sie sind sowohl zu einem Vollabdruck, als auch zu Zitaten daraus ermächtigt. Nur bitte ich bei Namensangaben auf mein Pseudonym zu achten.

Sollte Ihnen die Fortsetzung der "Kladnoer Revolution" erwünscht sein, so bitte ich um eine diesbezügliche Mitteilung, da ich dieses Fortsetzungskapitel erst niederschreiben müßte. Es existiert nur in einer Skizze, und soll die Schilderung der 14 Tage vom 10. - 24. Mai enthalten, die ich auf dem Kladnoer Spartaplatz zugebracht habe. Dort soll die Geschichte der Gespenstergestalten, die wir auf dem Platz angetroffen hatten, erzählt werden, jener Männer die einen Spieserratenlauf durch ganz Kladno hinter sich hatten, ferner einige charakteristische Episoden aus dem Leben im Lager. Greuel nur wo unbedingt notwendig, obwohl man mit ihnen allein ein ganzes Buch anfüllen könnte.

Für die beiden Niederschriften gilt ebenso wie für das Kapitel über die letzte "Woche zwischen den Welten" in Prag, die Bitte, daß Sie sie mir nach Möglichkeit wieder einsenden mögen, wenn Sie sie verwertet haben.

Für Ihr Blatt, das in den letzten Wochen meinen ungeteilten Beifall hatte, weiterhin meine besten Wünsche.

2 Manuskripte
11 und 10 Seiten
(je 6 Blätter)

Mit besten Grüßen

Erich Dederra

00012

H e e r l a g e r B ö h m e n .

(März - April 1945)

Während aus Osten die Auflösung immer näher an die Grenzen der Heimat heranbrandete und im Westen immer unheimlichere Erfolge der schnellen, amerikanischen Armeen zugegeben werden mußten, massierte sich in Böhmen die dem Reich noch verbliebene Stärke.

Noch hatten die wenigen Bombenangriffe, die das Land bisher erreicht hatten, kaum nennenswerte Schäden angerichtet, noch war der Verkehr nicht so lahmgelegt wie anderwärts überall, noch surrten die Räder und werkten die Hände.

Ja, eine Zeitlang wurde das Leben in dieser letzten Bastion des zerfallenden Reiches bunter und dichter als je zuvor. Aus Schlesien und Sachsen strömten die Trecks der Flüchtlinge ein. Aus vielen Teilen Mittelddeutschlands wurde hastig nach Böhmen verlagert was noch an Kriegsrüstungs maschin rie vorhanden war. Der riesige Truppenübungsplatz der SS, der südlich von Prag errichtet worden war wurde immer weiter ausgebaut und immer mehr Batallione wurden auf ihm zusammengezogen. Nicht nur Deutsche waren es, die da gesammelt wurden auch all die vielen ausländischen Legionäre, die sich freiwillig oder unfreiwillig hatten anwerben lassen, bevölkerten die Gegend und machten sich in und um Prag breit. Immer mehr auch konzentrierte sich das Sanitätswesen in Böhmen. Denn hier war die letzte Zuflucht, ausser Südbayern und Tirol war nur hier mehr eine Stätte von einiger Sicherheit und sie zog daher wie ein Magnet alles an, was vor den zerstörenden Kräften die von außen andrangen, floh.

In Böhmen floh man nicht. Höchstens einige des Landes Fremde, die erst nach der Machtergreifung zugezogen waren, trachteten zu entkommen, aber die große Masse der Ansässigen dachte nicht daran in eine sinnlose Flucht auszuweichen, die sie nur von den lange angestammten Wohnplätzen vertrieben hätte ohne eine sichere Gewähr für Unterkunft oder Ernährung anderwärts.

Während also von rings her alles nach Böhmen hineinströmte, strömten nur ganz wenige heraus. Wie in eine Festung drängte sich alles in

der
von allen Seiten natürlich geschützten Kessel, als hätte man die
vage Hoffnung hier am Ende doch noch Halt und Sicherheit zu finden.
Über diese Psychologische Situation ließe sich viel sagen. Musste
man nicht gerade in Böhmen, dem einzigen Teil des Reiches der von
einer stammfremden Nation bewohnt war, besonders auf der Hut sein?
Floh man nicht aus dem Regen in die Traufe? Warum verließen die
andern alle, die Schlesier, nun auch schon die Sachsen, die Pommern
und Brandenburger ihre Heimat in überstürzter Hast, während die
Böhmer blieben, wo sie den Feind schon lange im Lande hatten?
Vieles trug zu dieser Haltung die Erkenntnis bei, daß es nirgends
mehr geheuer war. Vieles auch die Erfahrungen die man am Schicksal
der Ostflüchtlinge machte. Was war das schon für ein Leben, so
dahinzuziehen, ohne Ziel ohne Plan, halb erfrähen, halb verhungert
gänzlich angewiesen auf die Gutmütigkeit fremder Menschen, fern
von der eigenen Scholle und ohne Aussicht je dahin zurückzukehren?
Gewiß, die Ostländer flohen vor der Furie des Krieges und eines
halbvertierten Feindes. Aber würde man dem Feind auch durch die
Flucht entgehen können? Und was tauschte man schon ein, wenn man
nun doch floh?

auch nur
Dazu kam Resignation, Müdigkeit und immer wieder auch eine irgendwo
aufflackernde Hoffnung, daß es ja doch auch noch anders kommen könnte.
Der Mensch in seiner großen Not gibt sich nicht klare Rechenschaft
von den Fakten sondern liebt mit seinen Hoffnungen und Gefühlen
lieber in dem verschwommenen Raum von Gerüchten und Orakeln.
Die furchtbare Wirklichkeit anerkennt er immer erst wenn sie da ist.

Vor der Katastrophe erweisen nur die wenigsten die Schwere der
Not, die heraufzieht. Die Menge läßt sich treiben und wartet,
stumpf und irgendwie teilnahmslos.

Zuletzt mag auch das Gefühl mitgespielt haben, daß ja das Einbringen
des Feindes in Böhmen unabwendbar auch das Ende des Krieges selbst
bedeuten müsse. Das ließ sich auf jeder Karte nachlesen. Also wozu
noch fliehen, wenn unmittelbar hinter dieser Flucht auch schon
der Friede stand? Schließlich war ja die Wehrmacht da und die SS,
die würden schon das schlimmste verhindern und dann würde es einen
Waffenstillstand geben und irgendwelche Bedingungen, die, wenn sie auch
hart wären, doch immer noch eher zu ertragen waren als die Heimatlosig-
keit und das Flüchtlingselend.

Daß man wie dies die feindliche Rundfunkpropaganda zuweilen androhte - ernstlich darangehen würde, die Bevölkerung einfach auszusiedeln und so ein künstliches Flüchtlingsland zu schaffen, das glaubte im Grunde kaum einer. Im modernen Krieg ist die Propaganda und der Nervenkrieg ja eine durchaus erlaubte Waffe. Diese Waffe wandte der Feind an. Aber seine Aussagen auf diesem Gebiet ernst zu nehmen dazu wollten sich keiner bequemen. Denn keiner konnte sich vorstellen, daß gerade diese Behauptungen einem durchaus realen Plan entsprächen, der mit einem Federstrich eine jahrhundertealte Entwicklung zurückzu machen wollte. Solche Erwägungen beseelten vor allem die geschlossen in den Randgebieten lebenden Deutschen. Diese Randgebiete waren ihre Heimat seit 600 und mehr Jahren, hier waren sie verwurzelt und ihrer Hände Werk ragte hier überall gen Himmel. Die paar Tschechen die mit ihnen wohnten oder als Nachbarn allmählich sich angesiedelt hatten, waren entweder seit alters her gute Freunde oder aber - so vermutete man - sie würden zwar nach dem Sieg ihrer Verbündeten etwas stolzer einhergehen und vielleicht auch ihre Nadelstichpolitik von 1918 wiederaufnehmen - aber das war auch alles, was man erwartete. Etwas anders sahen die Dinge jene Deutschen die verstreut inmitten des Landes in einzelnen Großstädten oder Siedlungen lebten. Hier war man einer plötzlich ausbrechenden Volkswut, wie sie das slawische Temperament schon von Hussens Zeiten her kennzeichnet, schon eher gewärtig und traf danach auch seine Maßnahmen. Man schickte Frauen und Kinder fort zu Verwandten oder Freunden ins deutschbesiedelte Gebiet und man verlagerte auch etwa vorhandene bewegliche Wertgegenstände. Wer sehr gute Beziehungen hatte heuerte sich wohl auch einen Möbelwagen und stemmte mit ihm gen Süden oder Westen, in den Sudetengau oder nach Bayern. Doch auch diese Maßnahmen waren eher vereinzelt, sie dienten eher einem jedem Menschen inwohnenden Sicherheitsbedürfnis und der Sorge um läßliche wehrlose Angehörige, sie waren eine Maßnahme für eine Übergangszeit gedacht als Notvorkehr, die man nach wenigen Wochen wieder rückgängig machen würde, aber niemals eine wirkliche Fluchtmaßnahme. Die Männer blieben und wollten den Sturm überdauern. Hatte man doch auch in diesen Streusiedlungen durch Jahrhunderte mit den Tschechen zusammengelbt und

sich trotz mancher Reibereien im Grunde mit ihnen verstanden. Mancher ~~sch~~ mochte an den 15. März 1939 denken ~~und~~ die Haltung die die einrückenden und die schon im Lande lebenden Deutschen in diesen Tagen eingenommen hatten. Hatte man damals niemandem ein Haar gekrümmt, warum sollte nun von den Tschechen eine durchaus andere Haltung bezogen werden? Ja, einzelne, die etwas auf dem Kerbholz hatten und Grund hatten sich zu fürchten, die machten sich aus dem Staube, die große Mehrzahl aber, sich keiner persönlichen Schuld bewußt, blieb und wartete.

Gegen Ende März wurde die Aktivität* des Volksturmes verstärkt, die meisten noch im Lande verbliebenen Männer wurden zu Übungen eingezogen und die Organisation dieser mehr als sonderbaren Kampftruppe in Angriff genommen. Wer noch nie dabei gewesen war, erstaunte und erschrak. Hundert Mann übten an einer Waffe, wenns nicht gar nur eine Atrappe war, Menschen die von Führung oder gar Strategie auch nicht den geringsten Schimmer hatten, suchten ihrer teils kindischen teils unverzeihlich dummen Pläne in die Tat umzusetzen, man hielt Übungen ab, Manöver sogar, man spielte Krieg wie Buben Indianer spielen. Viele Sonntage und mancher Abend der Wochentage ging bei diesem Spiel auf. Wer einigermaßen vernünftig dachte kehrte von solchen "Einsätzen" kopfschüttelnd heim und fragte sich nach dem Sinn all dieser Unternehmungen. Wer dazu noch Gelegenheit hatte in seinem Beruf Einblick zu nehmen in das Geschehen der Wirtschaft in den immer eklatanter werdenden Zusammenbruch der gesamten Planung, des Verkehrs, der Rohstoffversorgung und der Materialbeschaffung überhaupt der mußte sich täglich von neuem an den Kopf greifen.

Man spielte vor oben mehr noch als im Volksturm ein Knabenspiel. Man würfelte mit der Katastrophe um die Wette, blindlings und mit der absoluten Sicherheit des Unterlegens^{seins}. Keine Befehl hatte mehr einen realen Hintergrund, und kein Einsatz war daher mehr von wirklicher Entscheidung. Das Heerlager Böhmen, noch immer eine recht ansehnliche Ansammlung von Kriegspotential und militärischer Macht, war gewissermaßen ein Riesenspielzeug der obersten Führung, an dem sie sich erfreuen konnte und dessen einzelne Steinnhnen und Bleisoldaten sie auf dem grossen Viereck zwischen den böhmischen Bergen noch hin und herschieben konnte, aber irgend einen Wert für das Ganze hatte es längst nicht mehr.

Gegen Mitte April mehrten sich die Fliegerangriffe, Eger erlitt sein böses Schicksal, bei dem das Bahnhofsviertel vollkommen zerstört wurde am 8. April, Brünn in mehreren Angriffen während des April, Pilsen am 17. April. Tiefflieger kamen zu jeder Stunde ungehindert ins Land und störten die letzte Ordnung des täglichen Lebens. Man hörte schon gar nicht mehr auf die Sirenen die in Abständen von oft nur halben Stunden Anfang ^{rd.} und Wiederbeginn eines neuen Alarms anzeigten. Die Bahnverbindungen wurden allmählich lahmgelegt. Was noch herangeholt werden konnte für den Rest der überhaupt noch laufenden Produktion wüste mit Lastwagen geht werden die immer stärkeren Gefährdung durch Flieger ausgesetzt waren - An mehreren Stellen des Sudetenlandes wurden Züge angegriffen und in Brandgeschossen. Trecks die auf den großen Strassen immer noch in zahllosen Zügen unterwegs waren wurden vernichtet oder schwer beschädigt. Man sah das alles und konnte doch nicht helfen und nichts ändern. Die eigenartige Willenlosigkeit der Zeit vor der Agonie wuchs von Tag zu Tag. In diesen Tagen nahm ich Abschied von Prag. Nicht etwa bewusst, aber nun da ich es rückwärtsblickend überdenke, doch irgendwie instinktiv. Eines herrlichen Frühlingssonntags im April, an dem uns der Volksturndienst bis etwa 4 Uhr nachmittag in Ansbach genommen hatte, denke ich noch besonders. Da wanderte ich hinauf auf die Höhen von Kobylis auf denen ich in den letzten Jahren so oft gestanden hatte und genoss des Anblicks der Stadt der von dieser Seite ganz ungewohnt aber darum nicht minder reizvoll ist als der viel eher bekannte Blick von Süden auf die Berg und den Fluß. Hunderte blühende Bäume um mich und unter mir. Ein Strom von Licht von der hellen Frühlingssonne auf das Häusermeer gestrahlt und im zarten Grün der Felder und jungen Triebe verebbend. Die Höhe von Kobylis ist neben dem weißen Berg die höchste Erhebung in der näheren Umgebung der Stadt, fast 200 Meter über den Spiegel des Flusses ^{ausläuft.} sich erhebend. Immer hatte ich, wenn ich dort oben stand das beseligende Gefühl der Weite, bei klarem Wetter - so auch an jenem Tage - konnte man das ganze Kegelland des böhmischen Mittelgebirges und dahinter sich die Wände des Erz- und Riesengebirges erkennen. Von dieser Höhe im Herzen des Landes dicht oberhalb der Perle seiner Städte sah man weiter im Umkreis als

von manchem berühmten Aussichtsturm. Alles erschloß sich dem Beschauer was das Land liebenswert macht: Die Stadt am Strom mit seiner von da aus so deutlich zu erkennenden S-Kurve, das blühende Land ringsum und die Hügelketten in denen sich so viel liebliche landschaftliche Schönheit barg. Liebend auch umfing damals der Blick dieses Bild. Irgendwie ahnend dümpelte in meinem Innern das Erschrecken, daß es zum letzten Male gewesen sein könnte daß ich seiner ansichtig wurde.

Wenige Tage später rief mich der Dienst ins Sudetenland. Ein Besuch auf einem uns befreundeten Werke und Verhandlungen wegen gewisser Materiallieferungen aus einem Werk in der Karlsbader Gegend waren auszuführen. Zur Verfügung stand nur ein großer Lastwagen der verschiedene Erzeugnisse aus Prag und Kladno nach dem Sudetenland bringen sollte und das gewünschte Material aus der Karlsbader Gegend wieder mitnehmen sollte. Um drei Uhr früh wegen der Tieffliegergefahr - brachen wir am Freitag den 13.4. auf. Die Frau eines guten Freundes mit ihrem Töchterlein und einigen Habseligkeiten benutzte die Gelegenheit um zu einer Ante in die Nähe von Karlsbad auszuweichen. Der Abschiedsgruß meines Freundes und seiner Frau sind mir noch gegenwärtig als wäre es heute. Sie haben einander nie mehr wiedergesehen, er ist nach schuldloser Internierung etliche Monate später in einem der schlimmsten Prager Internierungsstätten den Folgen der vollkommenen Entkräftung erlegen.

Durch blühendes Land ging die luftige Fahrt die ich zum größten Teil am Juchhe des hochbeladenen Wagens mitmachte während die Dame mit dem Kind vorn beim Fahrer saß. Auf den Strassen nahe Prag vielerlei militärische Fahrzeuge, auf den Flugplätzen zerschossenen Flugzeuge, in einigen Dörfern bivouakierende Truppeneinheiten, darunter auch solche der sagenhaften Wlassow-armee, deren Zusammensetzung und Stärke immer ein Geheimnis geblieben war. Je näher man dem deutsch besiedelten Teil des Landes kam desto weniger Leben und desto stillere Dörfer.

Die Bauern betätigten ihre Felder kaum, teils weil sie ständig von Flieger gestört wurden, teils weil sie fürchteten der heran-nahende Krieg würde die Saat ohnehin ^{verunmöglichen} zerstören. Gegen 9 Uhr-

- der schwanke Wagen hatte langsam fahren müssen und zweimal war durch Alarm eine Pause aufgezwungen worden, kamen wir nach Komotau. Die Stadt war kurz vorher durch einen Fliegerangriff in ihrem Wohn- teil stark beschädigt worden, die Werke aber standen. Auf einem der Werke wo wir vor einem langanhaltenden Fliegeralarm Unterschlupf suchten, erfuhren wir die Nachricht vom Tode Präsident Roosevelts. Seltsam, wie diese Nachricht, die sonst Sensation gemacht hätte, keinen Eindruck mehr machte. Es war ja alles so egal! Gegen Mittag erst konnten wir weiterfahren. Der Himmel war hell, also fürchteten wir ständig Tiefflieger. Ich am Ausguck- war der Beobachter. Doch wir hatten Glück und niemand belästigte uns auf der abgelegenen und selten befahrenen Gebirgsstrasse, die wir der Vorsicht halber eingeschlagen hatten. Diese Vorsicht mußten wir freilich mit viel Zeitversäumnis bezahlen. Es ging bergauf und bergab und der Wagen schaffte es oft kaum. Erst gegen 8 Uhr abend kamen wir an die Gabelung der Strasse nach Joachimsthal etwa 20 km von Karlsbad entfernt, die übers Gebirge nach Sachsen führt. Und hier waren wir mit einem Male mitten im Kriegsgebiet. Panzeralarm vom Erzgebirge her! Eine unüberschbare Schlange von Wehrmachtsfahrzeugen teils satzsam getarnt und beladen, die von der sächsischen Grenze her gegen Karlsbad zog. Ein großer Lastwagen mitten auf der Strasse havariert, der stundenlang den Verkehr aufhielt. Ein Anstehen und Tummeln der Menschen, eine Aufregung und Betulichkeit, die in krassestem Gegensatz zu der Ruhe im Innern des Landes stand. Erst nach Stunden kamen wir weiter, brachten unsere weiblichen Passagiere ans Ziel und gelangten schliesslich spät in der Nacht bis Karlsbad. Dort erwies sich, daß der Alarm übereilt gewesen war. Doch wußte keiner, wo der Feind stand und die Gerüchte darüber widersprachen sich stark. Eger sei längst von den Amerikanern besetzt, so hiess es. Falkenau sei nicht mehr zu erreichen. Alle Strassen seien gesperrt. Dennoch entschloß sich der Fahrer, der des Weges kundig war und begierig war wieder nach Prag heimzukommen zur sofortigen Weiterfahrt. Ihn Er sollte nahe Falkenau Material abgeben und abholen ich sollte in Karlsbad selbst verhandeln. Also blieb ich und ließ ihm fahren. Ich habe ihn nie wiedergesehen Erst nach meiner Rückkehr nach Prag erfuh ich seine Geschichte, er kam glücklich an seinen Bestimmungsort, hatte dort aber eine Panne und fand keine Möglichkeit mehr mich zu verständigen. Nachdem ich am nächsten Tag, einen Samstag, ver

nach Abschluß meiner Besprechungen auf ihn gewartet hatte, beschloß ich mich selbständig zu machen und eine Fahrt nach Eger zu meinen Verwandten zu wagen. Um drei Uhr sollte vom Bahnhof ein Zug in Richtung Eger abgehen. Der Zug kam auch wirklich mit einiger Verspätung zugleich mit einem Gegenzug, dessen Passagiere uns bekanntgaben daß noch kein Feind in Eger, sei man aber nur mehr bis Tirschnitz-6km vor Eger fahren könne, da die Brücke vor der Stadt gesprengt sei.

Noch nie vorher und nie wieder nachher habe ich einen Zug gesehen der so voll war, wie die beiden Züge die da an jenem Tag zugleich im Karlsbader Bahnhof standen. Wahrhaftig wie Trauben hingen die Menschen an den Wagen, an Ertrittbettlern, zwischen den Kupplungen, auf den Dächern und auf der Lokomotive. Ein Ein- und Aussteigen war nur durchs Fenster möglich. war man einmal im Zug drin so war man so festgepferrcht, daß man sich nicht mehr rühren konnte. So dauerte das Einsteigen ungewöhnlich lange und war mit viel Geschrei Aufregung und Getöse verbunden. Als endlich alles in beide Züge verladen war wurde Vollalarm gegeben. 3 Flieger kreisten eine gute Weile über der Stadt, aber warfen keine Bomben. Die Menschen herde in den Zügen harrete stumpf ihres Schicksals. Keiner hätte entfliehen können. Am nächsten Tag um genau die gleiche Stunde und bei genau der gleichen Situation wurde der Bahnhof bombardiert und beide Züge verbrannten. Noch heute kann man nicht sagen wieviele Menschen dabei ums Leben gekommen sind. Die Zahl von 400 wird wohl nicht zu hoch gegriffen sein.

Nach dem Alarm ging die Fahrt los, noch etwa 6mal von Tiefflieger angriffen unterbrochen. Für eine Strecke die ein normaler Personenzug sonst in 70 Minuten fährt brauchte dieses Ungetüm eines Zuges 5 Stunden. Gegen 8 Uhr waren wir an der zerstörten Brücke, um die herum ein sehr enges Trichterfeld schwerster Bomben einen Eindruck von der Präzision amerikanischer Fliegerangriffe gab. Mit Karren, die herrenlos am Wege standen und am andern Ende wieder herrenlos stehen-gelassen wurden, wurde das Gepäck weiterbefördert und eine endlose Schlange müder, abgespannter und verschwitzter Menschen kroch langsam in den sinkenden Abend. Zweimal noch kamen Flieger, dies Idyll zu stören, dann senkte sich die Dämmerung herab und ließ den müden Menschen Ruhe. Fragte man, sie wohin sie gingen so bekam man die

erstaunlichsten Antworten. Da waren Leute aus Ostpreussen, die ihre Verwandten in Bayern suchten, das waren Menschen aus Westdeutschland die zuerst nach Osten evakuiert nun wieder nach Westen heim wollten, da dort der Krieg ja schon zu Ende sein sollte. Soldaten auf Urlaub, Verwundete die aus dem Lazarett auf kürzen Heimurlaub wollten, Eltern die ihre Kinder besuchen wollten, schlesische Flüchtlinge, alles reiste, planlos ohne klare Vorstellung ob man das Ziel überhaupt erreichen könnte, zum Teil völlig ohne Ziel, einfach des Reisens willen da man ja doch keine Bleibe hatte, die merkwürdigsten Gepäckstücke schleppten sie mit, Kinderwagen, Nähmaschinen, alte Truhen, Bettzeug, Vogelkäfige, zum Teil ganz sinnlos zusammengeworfenes Zeug und nun zog das alles gegen Eger und in der Ferne hörte man schon deutlich die Abschnisse der Geschütze. Nur wenige hatten wie ich ein festes nahes Ziel. Schicksale streiften einander und wurden wieder voneinander geweht. Man sah sich, half einander wenn man konnte und ging wieder voneinander. Viel menschliche Güte und Hilfswilligkeit hat sich in diesen Tagen und Wochen bewährt, viel Solidarität der Not zwischen völlig Fremden und eigentlich selten nur gabs Krach oder Streit. Die gemeinsame Not hatte das Trennende weggeschmolzen und in ihrem Glast bewährte sich vielfach das wahrhaft Gute. In Eger fand ich meine Verwandten nicht mehr. Vor der halben Ruine ihres Hauses die nicht mehr bewohnbar war erfuhr ich von Umwohnern ihre jetzige Anschrift und verbarachte ihnen von unzähligen Tieffliegerangriffen zerrissenen Sonntag mit ihnen in ihrer Ausweichwohnung. In der Nacht zum Montag fuhr ich dann wieder heim. Die Strecke über Karlsbad die ich benutzen wollte wurde, da der letzte Zug vor einem Tieffliegerangriff frühzeitig geflüchtet war, nicht mehr befahren, so mußte ich denn nachts nochmals die gleiche Strecke wie am Vortag nach Eger hinein und durch die zerstörte und noch von Bränden verschwelte Stadt hindurch zur Pilsner Strecke marschieren, wieder eintr unter Hunderten Namenlosen Unbekannten Ziellosen, einer der wenigen der noch ein Ziel, nämlich seine Heimat Prag hatte. Im Schien der Geschützabschnisse sassen wir dann die halbe Nacht frierend und hungrig auf Körben und Kästen auf einem sogenannten Notbahnhof südwestlich Eger an der Pilsner Strecke und warteten. Ein Weichensteller bediente in der Holzhütte, die man an der 00017

Ausweichstelle errichtet hatte. Keiner wußte was kommen würde. Gerüchte und törichte Reden füllten die kalte Nachtluft. In Eger sei schon der Volksturm aufgerufen worden und der Feind sei schon am Einrücken. Die Strecke nach Pilsen sei längst abgeschnitten. Ausserdem sei eine Brücke zerstört und kein Zug mehr würde kommen. Apathisch saß man und für. Ab und zu rakte man die Glieder und lief sich die steifen Beine warm. Die meisten Menschen hatten ab, es sei ja doch sinnlos zu warten. In einem sturen Fatalismus blieb ich. Ich mußte am 16. in Prag sein. Hier war vielleicht die einzige Chance, denn Autstop hatte ich Stunden vorher ohne Erfolg auf der großen Hauptstrasse zu spielen versucht. Bis zum Morgen würde sich schon noch etwas regen und dann hätte ich immer noch Zeit, nochmals auf die Karlsbader Strecke zurückzuzwandern und dort mein Glück nochdungs zu versuche oder ein neues Autstoppspiel zu beginnen. Gegen zwölf Uhr plötzlich Leben in der Weichenstellerbude, Pfeifen aus der Ferne und die erlösende Nachricht, dass ein Zug nahe, der sofort wieder nach Pilsen zurückfahren werde. Die zerstörte Brücke sei notdürftig gerichtet worden. Der Zug kam, nur wenige entstiegen ihm, kaum mehr - jene die ausgeharrt hatten - stiegen ein und schongings wieder auf dem gleichen Gleise zurück. Es war kalt und völlig finster. Die Fenster waren zerschlagen und es zog. Ich kuschelte mich in mein Eck und versuchte zu schlafen. Doch hunderte Bilder zogen durch mein Hirn und formten sich immer wieder zu dem Skelett der Erzählung die ich jetzt erst niederschreibe. Dann muß ich doch eingeschlafen sein. Dennals ich erwachte - es war noch halbdunkel - hatte sich das Abteil in unglaublicher Weise verändert. Wallensteins Lager! - Dieser Eindruck wird mir immer bleiben. War schon der Zug von Karlsbad nach Eger eine Sammelladung sonderbarster Passagiere und Gepäckstücke, so übertraf dieser Zug, der nicht so voll aber dafür mit viel mehr Gepäck beladen war alles was ich je erlebt hatte. Rund um mich, über und unter mir saßen lagen hingen hockten die Menschen und über zwischen unter, ja fast möchte man sagen durch sie hindurch, waren ihre Sachen aufgespalt. Bilderrahmen Poosaunen, Krücken, Fahrräder Kinderautos, Bettgestelle, Hunderte von Säcken und Körben alles kugelte durcheinander immer kam bei jeder neuen Station noch mehr, Soldaten Priester alte Mütterchen, Nonnen, Rötkreuzschwestern, Menschen in undefinierbaren Anzügen und Uniformen, Säuglinge Greise und eine Unzahl schreiender und lärmender Kinder tumelte sich oder lagerte dazwischen

Frage man die Menschen nach ihrem Ziel, so lautete es meist: Österreich. Fragte man sie nach ihrer Heimat, so erhielt man die verschiedensten Auskünfte, Nur wenige waren Einheimische, meist waren es Flüchtlinge aus dem Osten, etliche aber auch kamen aus Westdeutschland und suchten auf dem Umweg über Österreich wieder ihre Heimat zu erreichen. Keiner wußte, ob und wie in Pilsen der Weg weiter gehen sollte. Es hätte nur noch gefehlt, daß ein Abraham a Santa Clara aufgestanden wäre um dieser zusammengewürfelten Menge von Menschen und Marktendern eine grimmige Predigt über die Nutzlosigkeit ihres Tuns zu halten.

Als der Tag anbrach - ein heller Morgen - begann die Angst vor den Fliegern. Schauergeschichten wurden erzählt und mit Entsetzen geglaubt. Man steigerte einander in die Angstpsychose.

Aber - zum Glück - nichts geschah. Der Zug kam nach siebenstündiger Fahrt (sonst fährt man kaum 3 Stunden) in Pilsen an, das bewimmelt zerstreute ich und ich hatte das Glück schon nach wenigen Stunden einen Wehrmachtstrückerzug zu erwischen, der mich - in sonderbarem Gegensatz zu der vorherigen Fahrt - bequem und schnell in 2 Stunden nach Prag führte. 24 Stunden später - ähnlich wie im Falle von Karlsbad wurde auch der Pilsner Bahnhof in Schutt und Asche gelgt. Ich war beidemal knapp heil entronnen.

25-220-21

E. C. Breitfeld

Grenadendeutscher Schicksalsweg, Band II. Kap I.

Institut für Geschichte
München
ARCHIV
966/53

Revolution in Kladno

I (5.-10.7.45)

Als wir am Samstag den 5. Mai 1945 gegen 8 Uhr früh aus Prag zu einer Konferenz am Werke Kladno heraufzufahren, hatte die Stadt noch durchaus ihr übliches Gepräge. Die Strassenbahnen ^{verfaherten} fahren, die Menschen gingen zur Arbeit, deutsche Wehrmacht war in den Strassen zu sehen, nichts Auffälliges war zu bemerken.

An der Stadtgrenze kontrollierte die deutsche Polizei mit gewohnter Gründlichkeit die zahllosen Ausweise, die ein Autofahrer in jenen Tagen bei sich führen mußte und in den Dörfern nächst Prag war alles ruhig. Erst als wir uns - nahe dem Gelände des zerstörten Liditz fahrend, dem Ort Buschtiehrad näherten, wurden wir auf eine gewisse Bewegung aufmerksam. Ungewöhnlich viele Menschen zogen auf der Strasse gegen den Ort hin. Am Eingang des Ortes stand eine grosse ^{Volkswagen} Menge Menschen. Sie startete das Auto an, doch ^{ke} liess es passieren. Am Schloß aber hing eine blauweißrote Fahne und als wir weiter in den Ort hineinkamen begrüßten uns viele rote Fahnen, die Boten der Revolution. Wir fahren ohne Anstand durch den Ort hindurch. Kurz dahinter sieht man zum ersten Mal die Schloten von Kladno. An dem höchsten dieser Schornsteine wehte eine riesige Revolutionsfahne, an den ersten Häusern des Vorortes Kročehlav, der seit eh und je bekannt war für seine kommunistisch gesinnte Einwohnerschaft, hingen die roten Fahnen als Wimpel oder Fetzen, weiter in der Stadt war schon fast jedes Haus entweder in den Landesfarben oder rot beflaggt. Unser Auto kam bis in die Hauptstrasse. Dort war der Menschenauflauf so groß, daß wir haltmachen mußten. Wir stiegen aus und mischten uns unter die Leute, die unter wüstem Geschrei gegen ein bestimmtes Haus eindringen und allerhand Schächtelein, Gerätschaften, Möbelstücke und Stoffreste von dort davontragen. Ein kleines Kind, das eine Puppe in der Hand und eine Schachtel mit Süßigkeiten am Munde hatte, brachte uns ^{auf} die Lösung ^{des Rätsels}. In diesem Hause hatte die deutsche NSV-dienststelle dieses Ortes mit etwa 34000 Einwohnern, von denen rund 2000 Deutsch waren (meist Industrieangestellte) ihren Sitz gehabt. Sie war das erste Ziel der Revolution gewesen. Die Bewegung des Mobs zum Plündern und Stehlen konnte sich an ihr voll ausleben.

00019

Ins Werk wurden wir nicht mehr hineingelassen. Der nationale Arbeiterrat der sich am Morgen gebildet hatte, hatte alle Deutschen, einschließlich der leitenden Direktoren am Betreten des Werkes gehindert. Telefonisch aber gab man uns, die man wirklich schätzte und achtete, die Versicherung, daß dies nur eine vorübergehende Maßnahme sei, die mehr zum Schutz der Deutschen diente als zu ihrer Aussperrung und die nach Wiederkehr normaler Zeitläufte sofort wieder behoben werden würde. Ich glaube auch heute noch, daß die Männer die uns diese Zusicherungen gaben, wirklich glaubten, was sie sagten und entschlossen waren so zu handeln. Denn es waren durchwegs alte bewährte und einsichtige Arbeiter, die im ersten Tumult der revolutionären Bewegung die Zügel an sich gerissen hatten, die in keiner Weise radikal eingestellt waren. Was sie selber nicht wußten war, daß schon wenige Tage später sie selbst abgesetzt, z.T. als Kollaborateure verhaftet und die Hilfe des Mobs in den Arbeiterlat benötigt sein würde.

Vom Werke, unserem eigentlichen Ziel abgeschnitten, und ohne einen klaren Plan über das, was nun geschehen sollte, trafen wir uns kurz hernach in der Privatwohnung eines Direktors und beratschlagten. In diese Beratung prägte ein Aufruf, es werde im Werke geschossen. Kurzerhand entschloß sich der Chef des Unternehmens den militärischen Befehlshaber der Stadt aufzusuchen, um derlei Wahnsinnsaktionen zu verbieten. Durch die teils stillen, teils von Schreienden und johlenden Menschen überfüllten Strassen der Stadt gingen nun, inmitten des Aufruhrs, zwei Männer die der deutschen Führung der Werke angehörten und als solche weithin bekannt waren. Man sollte glauben, die Wut des Volkes hätte sich an diesen Männern vergriffen. Aber nichts dergleichen. Im Gegenteil, so wie ich und je zogen die Leute ihre Hüte, verbeugten sich tief vor den Gewaltigen und grüßten sie ehrerbietig. Sonderbarer Gegensatz: Auf der einen Seite empörte man sich, auf der andern, sozusagen in einem Atemzuge, dachte man sich noch immer: Viel half dazu bestimmt die persönliche Hochachtung, die der Unternehmenschef allenthalben genoß, manches aber auch deutet darauf hin, daß in diesem Augenblicke die Wut gegen die Deutschen gar nicht so groß war, sondern, daß sie erst allmählich künstlich geschürt wurde. Jawohl, es war Revolution, aber Revolution hatte man ja 1918 auch schon gencht und auch die war nicht blutig oder grausig gewesen, so mochten bestimmt viele denken und keine bösen Absichten hegen.

Bei der Unterredung mit dem Stadtkommandanten erwies es sich zunächst, daß das Gerücht von Schiessereien im Werk übertrieben war. Ein paar Hitlerjungen hatten eine rote Fahnen auf einem Fabrikschornstein abgeschossen, das war all s. Im übrigen hatte das Gespräch den erwünschten Erfolg. Die Wehrmacht hielt sich zurück und es ist, soweit bekannt wurde, in ganz Kladno während der Revolutionstage von deutscher Seite kein Schuß gefallen.

Als sich erwies, daß ein weiteres Verbleiben in Kladno nutzlos sei machten wir uns auf die Rückfahrt. Wieder ging es durch teils stille teils menschenüberfüllte Dörfer, die ~~in~~ durchwegs in vollem Flaggeschmuck standen. Über dem Dorfe Jenetsch wehte ein ganzer Wald roter Fahnen. Aber die Bewohner waren noch nicht sehr kriegerisch gesonnen, sie liessen unser Auto anstandslos passieren und kümmerten sich kaum um uns. Erst an der Stadt ~~Orte~~, in der letzten Siedlung vor Prag, hielt uns die deutsche Wehrmacht an und verweigerte uns die Einfahrt. In Prag wurde gekämpft und kein Zivilist dürfe von außen die Stadt betreten. Alle Verhandlungskunst scheiterte an der Starheit des Feldwebels. Als er uns schließlich mit dem entscherten Revolver bedrohte, geben wirs auf. Nun standen wir da, der Chauffeur, ein Tschechak, bangte um Frau und Kinder in Prag und weinte. Mein Freund sprach kein Wort tschechisch. Unser Auto konnte nicht auf der Strasse stehen bleiben. In dem Nest war es nicht gerade gehener. Zwar hatten wir bei unseren Verhandlungen mit dem tschechischen Ortsrat der sich inzwischen auch für die komischen Reisenden zu interessieren begann, dank meiner guten Tschechischkenntnisse Erfolg, doch hier zu bleiben war nicht gerade ein rosige Aussicht. Denn hier kannte uns keiner und am Ende waren wir billiges Freiwild. Also entschlossen wir uns ^{fürs erste} zunächst zur Umkehr nach Kladno. Vielleicht bekäme man doch eine Telefonverbindung nach Prag und könnte denn weitersehen. Jedenfalls hatte man in Kladno eine breitere Basis als in einem der kleinen Dörfer mit den vielen roten Fahnen. Dieser Entschluß bestimmte unser Schicksal.

In Kladno gab es keine Telefonverbindung mehr, die Leitungen waren schon am frühen Morgen unterbrochen worden, auch fuhren keine Züge. Weder nach Prag noch ins Sudetenland. Also war man aufs Radio angewiesen. Das brachte die tollsten Meldungen. Zwei Sender sendeten zugleich. Der eine war der offizielle deutschgeleitete Prager Rundfunk, den anderen Sender hatten sich die Tschechen gleich am Vormittag erobert und hielten ihn nun gegen alle Wiedereroberungsversuche, um ein

Sprachrohr zu haben. Wie in einem Doppelspielgel, klärer wohl als die Prager selbst, erlebten wir so, abwechselnd beiden Sendern lauschend, die Vorgänge in Prag. Vieles blieb unklar und verworren. Eines schien uns ratsam: zunächst abzuwarten und gar nicht den Versuch einer Rückkehr nach Prag zu unternehmen. Der Fahrer unternahm ihn - ohne sein Fahrzeug - dennoch. Ich habe nie erfahren, wie es ihm ergangen ist. Wir aber saßen den ganzen Samstag und Sonntag im Werkshotel und lauschten mit roten Köpfen. Mal wurde gemeldet es werde verhandelt, mal wurde von Kämpfen gesprochen, mal wurde angekündigt die Russen seien auf dem Abmarsch, dann wieder hiess es die Amerikaner seien schon da. In Kladno selbst war es wieder ruhig geworden die Wellen der ersten revolutionären Erregung hatten sich gelegt und am Abend des 5. Mai konnte man große blauumrandete Plakate an allen Aushängen lesen, die in einer zurückhaltenden etwas feierlichen im ganzen gewählt zu nennenden Diktion den Bürgern der Stadt ankündigten, daß die gnädige Fügung des Schicksals ihnen ihren selbständigen Staat, den die Deutschen vor 6 Jahren usurpiert hatten, wiedergebe und der neugebildete Bürgerausschuß mit dem vorläufigen Landrat die Geschicke der jungen Gemeinde in die Hand nehme. "Wir wollen uns diese heilige Stube nicht durch Gefühle des Hasses trüben oder beflecken" so hiess es wohlklingend gegen Ende; "die Deutschen werden ihre gerechte Strafe erfahren, und an gesonderten Plätzen konfiniert, ihr Eigentum geht in die Treuhand des Staates über, für ihre abgesonderte Verpflegung wird gesorgt. Niemand vergreife sich an ihrem Eigentum oder Leben, die Schuldigen werden von Staatswegen ihre Bestrafung überantwortet werden!" Am nächsten Morgen verweigerte der Bäcker dem einkaufenden Mädchen des Werkshotels die Semeln für die Deutschen. Am Nachmittag kam die erste Streife und beschlagnahmte die Rundfunkgeräte sowie sämtliche vorhandene Waffen. Am Abend wurde ich auf einem Gang durch die Stadt zum ersten Mal von einem mit weißer Binde angetanen Milizionär angehalten, der bittend meinen Ausweis verlangte und mir als er ersah, daß ich Deutscher sei, großbedeutete, ich hätte mich in meinen 4 Wänden aufzuhalten und zu warten was mit mir geschehen werde. In der Nacht stahlen sich einige Deutsche zu uns und meldeten daß die Haussuchungen bereits in vollem Gange seien und jeder Deutsche der sich auf der Strasse zeige schlankweg verhaftet werde. Da wir kein Radiogerät mehr hatten, wußten wir nicht mehr, was vorging. Dennoch durchbrach ich am nächsten Morgen noch einmal die Kette der Posten die inzwischen unser

Haus umstellt hatten und kam ungeschoren wieder heim. Doch begann uns ein Gedanke zu beunruhigen. Wir waren in Kladno nicht gemeldet. Sollten wir nicht lieber zur Polizei gehen? Wie gedacht so getan. Unter Zurücklassung aller unserer Habseligkeiten, nur mit unseren Mänteln angetan, die uns gegen den drohenden Regen schützen sollten, verließen wir das Werkshotel und gingen geradeswegs auf die nahegelegene Polizei. Dort erklärten wir den Zweck unseres Kommens. Daraufhin schickte man uns ans Meldeamt, das zwei Gassen weiter weg lag. Am Wege standen etliche Milizwachen. Da ich ihnen aber das Ziel unseres Weges in aller ^{dringlich} Erklärung konnte, liessen uns alle durch, ja ein freundlicher uniformierter Polizist bedauerte sogar uns nicht gleich an die Reihe nehmen zu können, da der zuständige Referent beim Essen sei. Er erlaubte uns auch in der ¹/₂ Zwischenzeit noch ein wenig in der Stadt zu promenieren. Die Stadt war ruhig und nichts deutete auf eine blutige Revolution. Es waren sogar weniger Menschen auf den Strassen als sonst um diese Zeit. Wir schlenderten eine Weile umher, dann läuteten wir an der Wohnung des Unternehmenschefs. Wir wollten uns doch ein wenig mit ihm beraten. Dieses Läuten wurde uns zum Verderben. Wir hatten nicht beachtet, dass das Haus bewacht war. Der Posten eilte sogleich herbei und verwies uns in grobem Ton, daß wir hier nichts zu suchen hätten. Er forderte unsere Ausweise und als er sah, daß wir Deutsche seien erklärte er uns für verhaftet. Alles Reden war vergeblich. Mit diesem Mann gab es kein Paktieren. Er holte sofort Verstärkung herbei und wir wurden nun von 2 Mann eskortiert, wieder auf die Polizei geführt. Dort hoffte ich bei dem Mann, bei dem wir uns das erste Mal gemeldet hatten, die Geschichte aufklären zu können. Doch leider war auch dieser inzwischen zum Mittagessen gegangen. Sein Nachfolger hörte uns gar nicht an, sondern ließ uns zur Kriminalabteilung bringen, wo uns der diensthabende Kommissär fast an die Gurgel sprang und heftig auf uns zu schimpfen anhub. Wir seien verfluchte Deutsche, die nichts auf der Strasse zu tun hätten, ausserdem seien wir SS-Männer (was natürlich ein Unsinn war) und wir kämen sofort ins Gefängnis. Ich setzte mich energisch zur Wehr. Da ich perfekt tschechisch sprach, mußte er mich wenigstens anhören. Aber all meine Proteste halfen nichts. Ich wurde meiner sämtlichen Sachen und Habseligkeiten

~~besetzt~~^{entkleidet}, es wurde ein formales Personalprotokoll mit mir aufgenommen und dann wurde ich mit einem Fußtritt und ordinären Flüchen in die Kellerrzelle Nr 5 Gbgeschoben. Das gleiche geschah meinem Freunde G. Als ich unter heftigem Widerspruch die Kellertreppe mehr hinunterstolperte als ging, hörte ich den Kommissär mir noch nachrufen: Sie froh Du Hand, daß Du jetzt schon dran bist, in paar Stunden kommen alle Deine verdammten Volksgenossen auch dran und die werden vielleicht schon weniger gut haben. Und Du gar kannst von Glück reden, denn wenn Du in Prag wärest, hätten Sie Dich schon genau so erschlagen wie die meisten Deiner feinen Mitbrüder ! "

3 Minuten nach mir kam G. in meine Zelle. Fünf Mann waren schon darin alles " Politische" wie wir darunter zwei Tschechen die als Kollaboranten verhaftet worden waren. Die Zelle war eine rechte Kellerrzelle dumpfig dunkel eng, für höchstens zwei Mann gedacht, an einer Wand eine schmutzige Holzprübche, an der anderen ein leeres klappriges Regal. Ca drei Stunden saßen wir da, ohne dass sich etwas besonderes ereignet hätte. Nur einen rechten Hunger verspürten wir, doch schien das niemanden zu kümmern. Gegen 4 oder 5 Uhr nachmittag regte sich Leben im Hause. Man hörte Tritte, Schreie, Flüche, Klatschen von Hieben laute Rufe, Gepolter; Zellentüren gingen auf und wurden zugeschlagen, plötzlich öffnete sich auch 2 unsere und herein flogen zwei argverbläute Gestalten. Zwei Kladnoer Deutsche, die uns als sie sich vom ersten Schreck erholt hatten, erzählten, sie seien ohne Grund unversehrt in ihrer Wohnung abgeholt, mit anderen zusammen durch die Strassen eskortiert, vom Pöbel belästigt und schließlich in grübster Weise auf dem Polizeikommissariat verhört worden. Dann habe man sie unter wiederholten Schlägen hierher geschleift. Ich mußte an die tröstlichen Worte des Kommissars denken. Diesen ging es also wahrhaftig schlechter und man hatte das offenbar schon geplant. Der gleiche Vorgang wiederholte sich noch mehrmals. Gegen Abend war die Zelle mit 11 oder 12 Mann besetzt, von denen man freilich 2 unvermittelt wieder herausholte, ohne daß wir je erfahren hätten, was aus ihnen geworden sei. Lärm, Geschimpfe und Schlägereien wiederholten sich. Zu essen bekamen wir nichts. Die Nacht war unruhig und unheimlich. Gegen Mitternacht flog plötzlich die Zellentür auf, herein sprangen zwei schwer betrunkene Banditen, fassten sich zwei der Zelleninsassen - offensichtlich ganz wahllos - und verdroschen

sie vor unseren Augen ohne jeglichen Grund bis aufs Blut. Der eine - ein älterer Mann - war einer Ohnmacht nahe. Dieser Betrieb hielt dann die ganze Nacht über in unregelmäßigen Zeitabständen an, und wurde auch den ganzen nächsten Tag hindurch fortgesetzt. Hätte nicht einer der Zelleninsassen einen Laib Brot mitgebracht, wir hätten mehr als 24 Stunden hungern müssen. Einige Unglückliche meldeten sich tagsüber zu Arbeiten am Hof und kamen blaugeprügelt und zitternd vor Angst und Schrecken wieder zurück. Am Hofe mußte die Hölle los sein. Wir, die wir es vorzogen, in der Zelle zu bleiben, blieben verschont. Allmählich ließ sich aus Berichten der Neueinlangenden erschließen, daß am 7. Mai nachmittag eine systematische Verhaftung sämtlicher ~~Katzen~~ Deutschen eingesetzt hatte, bei der alle, Männer wie Frauen und Kinder aus ihren Wohnungen verschleppt und teils ins Gefängnis teils in Lager verbracht wurden. Gegen Mittag des 8. Mai hatten wir aus den Erzählungen der Spätergekommenen zusammengerechnet, daß nahezu alle unserer männlichen Bekannten und Mitarbeiter aus der Stadt sich im völlig überfüllten Polizeigefängnis befinden mußten. Was eigentlich draußen vor sich ging, das wußten wir freilich nicht. Wächter die sich gelegentlich das Vergnügen machten, unsere Zellentür aufzureisen und ein paar Fußstribbe auszuteilen, wobei uns immer wieder schauerliche Flüche zugerufen wurden, erzählten uns, russische Panzer seien in die Stadt eingerückt und der Krieg sei zu Ende. Stundenlang hörten wir tatsächlich von der Erdoberfläche her ein monoton-regelmäßiges Fauchen und Klappern, das man für das Geräusch rollender Wagen und marschierender Menschen halten konnte. Das unheimlichste waren immer die ganz unvermuteten Besuche von Milizionären, die oft leise an die Zellentür heranschlichen um dann unter einem fürchterlichen Radau blitzschnell die Türe zu öffnen und sich einen gerade nahedaranstehenden als Opfer auszusuchen. Weh diesen armen Menschen. Es ist viel Blut geflossen in diesen Stunden! Oft auch wieder erschreckte uns der Lärm von außen, von dem man wie das in Gefängnissen so zu sein pflegt, nie wußte, woher er kam und wohin er sich bewegte. Herzzerreißendes Jammern und Wimmern wechselte mit Hieben und klirrendem Lärmen. Wir haben nie erfahren was sich da abgespielt hat. Doch als wir am Abend dieses Tages es war der 8. Mai - noch immer völlig ohne Verpflegung - mit einem Male alle heraufgerufen wurden und uns am Gang mit dem Gesicht zur Wand aufstellen mußten, da sahen wir deutlich die zahlreichen friischen

Blutspuren die nur von diesen Szenen herrühren konnten. -

Es ist nicht meine Absicht hier die schön handertmal geschilderten und deshalb hinreichend bekannten Greuelberichte aus politischen Gefängnissen im einzelnen zu wiederholen. Einiges muß freilich zum Verständnis des Zusammenhanges gesagt werden. Aber selbst wenn es gesagt wird, geschieht es nicht, um kaum vernarbte Wunden wieder aufzureissen oder einen nur mühsam niedergehaltenen Haß wieder zum Auflodern zu bringen. Wir haben nicht zu richten, sondern wir wollen nur versuchen, den wahren Sachverhalt und die tieferen Zusammenhänge zu erkennen. In solchen Zeiten meint immer jeder Recht zu haben. Beide Parteien berufen sich auf Gründe. Die Sieger ziehen die Untaten der einstigen Herrschenden und nunmehr Besiegten hervor und leiten aus ihnen ein fragwürdiges Recht der Vergeltung ab. Die Opfer berufen sich - sicher mit einem höheren Anspruch auf Gerechtigkeit - auf ihre eigene Unschuld und verlangen dann später nach Sühne. Doch wohin kämen wir, wenn wir immer wieder Unrecht mit neuem Unrecht vergelten wollten. Wo endete die Schraube ohne Ende? Sind wir nicht schon weit genug gekommen und verkommen mit dieser Art von Politik?

Darum will ich meine Berichte nicht in alle jene vielen grausigen Einzelheiten hineinleuchten lassen, die ich und Millionen mit mir in jenen furchtbaren Tagen erlebt haben. Sie sind weder erbaulich zu lesen noch führen sie uns auf dem einzigen Wege, auf dem wir Menschen heute schreiten können, weiter. Nur Schlegelichter sollen daher die Stimmung der sogenannten Sieger in diesen Maitagen 1945 beleuchten und so allmählich die Erkenntnis/ dessen aufklären lassen, was hier wirklich vor sich ging.

Am Abend des 8. Mai wurden wir also aus unserer Zelle herausgeholt und zusammen mit einer unübersehbar scheinenden Schlange von Männern aus anderen Zellen am Gefängnisgang aufgestellt. Wie viele es wirklich waren damals, kann von uns Betroffenen wohl keiner sagen, denn wir wagten nicht viel zur Seite zu blicken. Wen man dabei betrat, der hatte auch schon seinen Rippenstoß oder Nackenschlag weg. In gespenstischem Zug, von waffenstarrten und klirrenden jungen Burschen in phantastischen Aufzügen eskortiert, zogen wir dann durch mehrere finstere Gänge bis an eine Ziegelwand, in der eine Türöffnung frei war. Durch diese Öffnung kamen wir, Mann hinter Mann gehend, schließlich in ein ca 30 qm großes fensterloses Verließ, an welches ein weiteres ebenfalls

fensterloses kleineres Gemach ohne Ausgang anschloß. In beiden Kuchtschutzkellern- denn diese waren es offenbar- brannte Licht, in der Ecke stand eine kahle Holzpritsche von ca. 10 qm Fläche, sonst war nichts in den Räumen vorhanden. Unter meiner Haube führte ich den Rest eines Brotes mit mir, von dem ich mit einigen meiner Kameraden dann die nächsten zwei Tage lebte. Erst am Morgen des 10. Mai, also nach mehr als zweieinwöchiger Gefangenschaft, bekamen wir das erste offizielle Frühstück- eine dünne Graupensuppe. Vor unsere Zellentür, in dem Gang durch den wir heringekommen waren, etablierten sich mehrere bis an die Zähne bewaffnete Wachen, die sich ein besonderes Vergnügen daraus machten, die Hähne ihrer Pistolen, Gewehre und Maschinengewehre knacken zu lassen und die Mündungen auf uns zu richten.

Wir waren in beiden Zimmern zusammen etwa 50 Mann. Kaum waren wir eingeschlossen und die Türe zu unserem Verließ dreifach verriegelt worden, als einer das Gerücht aufbrachte, wir würden nun vergast. In der Tat hing an einer Wand ein schlicht gestrichener Kasten dem ein süßlich Geruch entströmte. Mir und vielen anderen schien diese Vermutung zwar reichlich phantastisch, aber es war doch erstaunlich, wie ruhig und gefasst sich alle angesichts einer solchen Möglichkeit verhielten. Wir kannten einander fast alle aus dem Beruf. Wir hatten miteinander manchen Straus ausgefochten in dienstlichen Leben. Nun waren wir hier zusammengepfercht, keiner wußte warum, kaum einer wohl auch hatte auch nur einen Schimmer wirklicher Schuld auf seinem Gewissen. Draussen rumorten die Lausbuben, denn solche waren es, mit Waffen die sie offenbar erst heute gestohlen hatten. Hier drinnen drang aus dem Behälter ein süßlicher Duft. Das also konnte das Ende sein. Das hat uns nicht geschreckt. Es gibt im Menschenleben offenbar Augenblicke, wo man dem Tode nicht mehr mit Grauen entgegensieht. Irgendwo gibt es eine untere Schwelle unserer Existenz, unterhalb derer das Dasein auf Erden für uns nicht mehr interessant ist. An dieser Schwelle standen wir angesichts dessen, was wir in diesen Tagen schon erlebt hatten und in der Ahnung des viel Fürchterlicheren, das noch kommen sollte, alle. Hätten wir sie in diesem Augenblick überschreiten müssen unsere Henker wären um das erwartete Vergnügen gekommen unsere Todesangst miterleben zu müssen. Doch sie waren raffinierter. Bei nur von ihnen, ein Lackel von kaum 20 Jahren, mit einem schöngewirbelten Bärtchen eitel und dumm, der uns die halbe Nacht hindurch dann mit seinen Reden und seinen sadistischen Quälereien unterhalten hat, hat es uns sogar

gesagt, indem er uns seine beiden Revolver entgegenhielt und sich rühmte er habe bereits 43 Deutsche mit ihm an diesem Tage ins Jenseits befördert: " Ich könnte Euch jetzt alle niederknallen, ihr Hunde, " das waren seine Worte, " aber ich will es nicht. Ihr sollt erst alle Qualen dieser Erde mitmachen und winseln vor Elend, dann sollt ihr arbeiten, roboten und Euch plagen müssen, bis Ihr unfalt und ausgegemergelt sollt Ihr werden wie Skelette und dann erst, dann wollen wir jedem von Euch sein ihm von Eurem Führer versprochenes Fleckchen Erde im russischen Boden geben, um für jeden von Euch und oberhalb soll der Haas wachsen, daß man nicht einmal Eure Gräber mehr findet." Vielleicht das interessanteste an dieser ganzen Revolution waren die Reden, die sie begleiteten. 48 Stunden lang - Tag und Nacht ohne Schlaf ohne Essen (von zwei Graupensuppen abgesehen) hat man uns in diesem Keller mit Schlägen und sinnlosen Quälereien, die nur Bestien ersinnen können gemartert, und dazu hat man uns Reden gehalten. 48 Stunden lang immer dieselben Reden von den deutschen Schweinen und der tschechischen Kultur, von den Greueln, die angeblich die deutschen Soldaten in Prag angerichtet hätten und von der Rache, die uns alle dafür ereilen werde. Jede zweite Stunde kamen zwei andere. Jeder hatte seine Methode der Quälerei, aber die Reden waren immer dieselben. Wir wußten nicht, was draußen vor sich ging, wir wußten nicht daß Kladno bereits von den Russen besetzt war und man schon ein Fest der Befreiung gefeiert hatte, wir wußten nicht, daß sich etwa vierzig deutsche Einwohner des Ortes zum Teil mit ihren Familien in der Verzweiflung dieser furchtbaren Stunden selbst gemordet hatten, wir wußten nicht, daß um Pr^{ag} zwei Tage lang gekämpft ^{worden war} und dann die Revolution gesiegt hatte, wir konnten uns das alles nur ungefähr zusammenreimen. Aber das sagte man uns auch nicht. Man fütterte uns neben den Schlägen und Sadismen, bei deren Verübung man sich beständig auf die deutschen Konzentrationslager berief, außerdem mit Lügen, mit einer Nervenkost eigener Art, die so saftig war, daß man ihr Gift zwar erkannte, die aber dennoch wirkte. Denn sie liess eine Wut in uns aufsteigen, die Wut der Hilflosigkeit, jenes schlimmste Gefühl der Ohnmacht das der Mensch haben kann. Diejenigen die sich die Methoden der Menschenpeinigung zum Studium gesetzt haben, haben genau erforscht, was den Menschen, jenes Ebenbild Gottes, am meisten erniedrigt. Das ist das Gefühl der Ohnmacht. Der körperlichen und fast nicht mehr der seelischen. Hätten sie uns umgebracht, so hätten sie eine kurze Freude gehabt. Aber unsere Hilflosigkeit

mitanzusehen, sich an unserer Fesselung zu weiden, das versprach ihnen einen wirklichen Genuß. Viel schlimmer als die Sekunde des Todes ist für die meisten Menschen die dauernde Angst vor dem Erniedrigtwerden, vor dem wehrlosen Sichducken müssen. Nur eine sonderbare Mischung von Vernunft und Selbsterhaltungstrieb hält einen in solchen Augenblicken davor zurück, sich nicht einfach auf die Peiniger zu stürzen und ihnen vor dem eigenen letzten Atemzug noch das eklige Maul zu stopfen. Volle achtundvierzig Stunden lang mußten wir ohne Pause diese Erniedrigung über uns ergehen lassen. Was in diesen wenigen Stunden an Schimpflichen über die Deutschen gesagt wurde, steht nicht in allen Lasterwerken der Welt zusammengenommen. Nicht nur die größten und unflätigsten Schimpfworte wurden jedem von uns beständig an den Kopf geworfen, auch über unsere Soldaten, über unsere Frauen, über unsere ganze Geschichte erging man sich in den lästerlichsten und unwürdigsten und selbstverständlich unwahrsten Behauptungen. Glücklicherweise diejenigen unter uns, die wie mich Freud das Tschechische nicht verstanden. Ihre Nervosität währte sich aus dem anderen Grunde daß sie nicht wußten was gesprochen wurde und ständig gewärtig sein mußten irgend einen Befehl nicht zu verstehen, nicht auszuführen und dann deshalb gequält zu werden. Unsere Wut aber entsprang der Unmöglichkeit, gegen diesen Strom von Unflat, der sich da über uns ergoß, angehen zu können. Etwa zwanzig Gesichter sind mir von diesen beiden Tagen her noch gewärtig. Nur einer hatte gute Augen und ließ uns als er etwa 20 Minuten mit uns allein war, völlige Ruhe. Ihm mochte das Getue seiner Genossen zuwider sein. Die andern alle, ob es nun der Schlächterbarsche mit dem Boxergesicht und der riesigen roten Kokarde unter seinem mexikanischen Halstuch war, oder der enggügige Sadist, der uns gleich beim Eintreten zwanzig Mal auf und nieder machen ließ, waren Gestalten der Unterwelt. Hinaufgespült durch den Wirbel der Revolution, beherrschten sie das Feld nun und ergossen über uns nicht nur ihre minderwertigen Lüste sondern auch ihr "essentiment". Wir waren ihnen nicht nur Deutsche sondern auch höherstehende Menschen. Und nichts ist dem Gemeinen zuwiderer als das Edlere. Prag sei von den Deutschen in Ruin gesteckt worden, so erzählte der eine, seine Mutter sei im Sudetenland von den Deutschen zu Tode gequält worden, sagte der andere. Und für jeden war seine Erzählung ein Grund für sein sadistisches Handeln. Noch heute grüble ich darüber nach, ob diese Menschen

wirklich geglaubt haben, was sie uns da sagten. Es steht ausser Zweifel, dass die offizielle Propaganda des neuen Staates alles tat um eine vielfach in den tschechischen Gemütern gar nicht vorhandene Wut gegen die Deutschen künstlich zu schüren. Die Menschen mochten also schon dies und das im Rundfunk gehört haben was sie jetzt gelehrt gegen uns verwandten. Aber ein Teil der faustdicken Lügen die sie als Vorwände gebrauchten, war doch wohl auch einer den Slawen eigentümlichen Sucht zur Heuchelei und Zweizüngigkeit entsprungen, jeder Freude an Lügen die lügt, nicht aus Not, sondern aus Falschheit des Menschen. Ich weiß das, was ich sage nicht wahr ist, aber ich sage es doch und glaube in Augenblick selbst daran, um so meine Untat zu rechtfertigen.

Am Abend des 10. Mai wurde etwa die Hälfte von uns ausgesucht, auf den Gang getrieben etwa zwei Stunden vor den alten Zellen stehengelassen und dann zum Hibon und Puffen in einen großen Autobus geladen, der durch die dunklen Strassen mit uns in unbekannter Richtung devonfuhr. Die wenigen Minuten hindurch, die wir vor der Einleitung im Gartender Polizeidirektion standen, berückte uns der Duft der blühenden Bäume und die Laue und Milde der Frühlingsnacht. Es mußte ein herrlicher Maiabend vorangegangen sein. Wir sollten ihnen viele noch erleben und erleiden müssen. Nach kurzer Fahrt lenkte unser Auto in einen von Holzplanken umhüllten Platz ein, den wir alsbald als den etwas oberhalb der Stadt am Rande der Siedlungen gelegenen Sportplatz des Fussballklubs Sparta erkannten. Inmitten des Platzes brannte in großer Höhe eine an einem langen Pfahl befestigte starke Glühbirne. Um den Pfahl herum hockten etwa 50 gespenstisch anzusehende Gestalten. Bei dem unsicheren Licht konnten wir näheres nicht erkennen. Wir hatten aber das Empfinden, es mit Totenköpfen zu tanzen zu haben. Die meisten der Menschen hatten blasse Füße und völlig verbeulte plumüberströmte und blutunterlaufene Gesichter. Viele - so schick es uns - konnten gar nicht die Augen offen halten. Schweigend hockten sie um den Laternenpfahl. In einiger Entfernung gaben ihnen mussten wir uns ebenfalls auf der Erde niederlassen. Alles schwieg, sobald einer zu reden anfing, wurde er angefahren und durfte froh sein wenn er ohne Schläge davonkam. Als ich - des grimmigen Humors inne, den dieser ganze Aufzug in sich trug einem Schicksalsgenossen kichernd ein Scherzwort zuflüsterte, koppelte mich einer unserer Schergen hart an und sagte das prophetische Wort: Hier wird nicht gelacht, hier ist nichts zu lachen. Das Lachen wird Euch bald vergehen. "

ZS-220-27

21.V.49

Herrn
Dr. Erich Dederra

41/Be/36

S a m b e r g
Merswörthplatz 2

Sehr geehrter Herr Dederra,
vielen Dank für Ihren
Brief vom 14.9. und die beiliegenden Unterlagen. Uns
würde natürlich die Fortsetzung Ihres Berichts über
Kladno sehr interessieren. Vielleicht übersenden
Sie auch diese unverbindlich an die Redaktion.

Mit den besten Grüßen und Wünschen
Schriftleitung "Christ und Welt"

(Bongartz)

00025

'Revolution
in Kladno', II. Teil

Zs-220-20

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ZS-220-29

Breitfeld

Revolution in Kladno II.
(11. - 25. Mai 1945).

Institut f. Zeitgeschichte
München
ARCHIV

966/53

" Das Lachen wird Euch bald vergehen " - noch in der gleichen Nacht ist dieses Wort wahr geworden, und es ist wahr geblieben, für die die in der Kladnoer Hölle ausharren mußten, bis in die letzten Tage, für die anderen, die - wie ich - später von da wegkamen, doch auch bis weit in die Wochen und Monate der Internierung hinein.

Ein Meer von Blut hatte Karl Hermann Frank, der unselig sture Staatssekretär des Reichsportektats für Böhmen u d. Mähren vor nur 10 Tagen vorhergesagt, ein Meer von Blut in dem ein allfälliger Aufruhr der Tschechen ertrinken sollte, - ein Meer von Blut, Tränen, Schweiß und Bitternis ist über die gekommen, die blind an die Verheissungen ihrer Führung geglaubt hatten.

Wollte meine Schilderung all die Wogen und Brandungen dieses Meeres zeichnen, sie wäre ^{schier} unlesbar und brächte vor das Gewissen der Welt Dinge, die man nicht glaubt, wenn man sie nicht erlebt hat. Ich glaube und bekenne, daß ~~ich~~ es nicht gut ist, diese Grauel ans Licht zu ziehen. Es gibt Hintergründigkeiten und Verfallserscheinungen des menschlichen Seelenlebens, die wir nicht bejahren dürfen. Indem wir sie aber ^{zeichnen um in Gefahr zu sein} schildern, ~~bejahen wir sie~~. Darum wollen wir nur verzeichnen, daß sie sich während der tschechischen Revolutionstage des Jahres 1945 in einer kaum glaublichen Kraßheit und Häufung gezeigt haben, aber wir wollen unseren Blick dann wieder von ihnen wegwenden. Vielleicht darf uns Deutsche die Gewißheit beruhigen, daß in diesem Unmass unsere Volksgenossen nie gefrevelt haben, mehr wollen wir weder zur eigenen Entsühnung noch zur Aufrufung eines neuen Gerichts sagen. Bilder des Jammers, vor dem wahrhaftig das Lachen vergeht, mögen spiegeln was unsere Feiniger mit uns anstellten. Zwischendurch aber möge - entgegen aller Verbissenheit sowohl der Henkersknechte als auch der ^{Verurteilten} auch mildere Strahlen schimmern und man verarge es mir nicht wenn ich bei aller Traurigkeit und Trübsal die meine Schilderung auslöst, auch gelegentlich - dem Wort unseres Schergen zum Trotz - als ein Licht aus höheren Regionen ein Lächeln aufdämmern lasse, wie es uns selbst damals in den dunkelsten Stunden ganz selten vergönnt war. Während der ersten Nacht blieben wir über unser Schicksal und über unsere gespenstischen Schicksalsgenossen unter der Laterne ganz in unklaren. An Schlaf war nicht zu denken. Immer wieder rief man Namen auf, durchsuchte unser Gepäck und unsere Kleidung, holte einzelne zu nicht

00026

feststellbaren Zwecken aus unseren Reihen heraus und verwehrte einen jeden, auch nur einen Schritt aus einer ganz eng gehaltenen Umfriedung herauszutun, innerhalb derer wir von bis an die Zähne bewaffneten Miltzangehörigen streng bewacht wurden.

Aus einer sternklaren Nacht, in der es gegen Morgen empfindlich kühl wurde, erhob sich ein ~~sonniger~~ Maientag. Sein erstes Licht erstrahlte über Bildern, die man nicht mehr vergißt, wenn man sie in unserer Lage erblicken mußte.

Die Gespenstergruppe um die Laterne entpuppte sich, als uns die Gestalten voll sichtbar wurden, als eine Schaar von uns meist wohlbekanntesten Beamten und Ingenieuren des befreundeten großen Eisenwerkes, das noch von altersher aus den Zeiten der Monarchie eine Anzahl ~~Deutscher in leitender Stellung beschäftigt hatte, die allerdings während der ersten tschechischen Republik immer mehr an die Wand gedrängt worden waren.~~ Zu diesen Männern waren in den letzten Jahren, da das Eisenwerk wieder unter deutschem Einfluß stand, etliche neue noch nicht ganz mit den ~~Wadnoer~~ Verhältnissen vertraute Männer gekommen, die gemeinsam mit dem alten Bestand an Angestellten das Werk bis in die Revolutionstage betreut hatten. Erst später durften ja nicht fragen und nicht sprechen - erfuhren wir ~~Genaues~~ über ihr Schicksal, es sei hier vorweggenommen Anders als in der Poldihütte hatte man viele dieser Beamten teils von der Nacht zum 5. Mai her, teils als sie am Morgen des 5. Mai ins Werk kanenschlankweg am Werke verhaftet, überwältigt und in Keller gesperrt, wo man sie unter ähnlichen Quälereien und Mishandlungen, wie wir sie zu erdulden hatten, ohne jegliche Nahrung gefangen hielt. Am Morgen des 1. Mai, als eben die Bevölkerung der Stadt in ihrem Siegestaumel nach der deutschen Kapitulation, Feste feierte und die Villen der Deutschen plünderte, durch die Strassen zog, hatte man die ganze Gruppe barfuss und zum Teil nur mit Hemden bekleidet vor dem Werk antreten lassen und den ganzen langen, mehr als drei Kilometer weiten Weg vom Eisenwerk bis zum Sportplatz durch die ganze Stadt hindurch im Laufschrift bergaufgetrieben. Wer nicht mitkam, wurde so lang geschlagen, bis er wieder weiterlief. Am Wege stand die Menge mit Stöcken, Ketten, Knüppeln, Eisenstangen und verschiedenen Wurfgeschossen und ließ an diesen völlig wehrlosen und völlig unschuldigen Opfern ihre bösen Lüste los. Zerschlagene Nasen und Stirnbeine, Strömen am Rücken, durchs Gesicht über die Kopfhaut, Beulen, blutende Wunden, verrenkte Gelenke zeugten von der

blindwütigen Quälerei dieses Spiessrutenlaufes. Was uns nun gegenüber sass und stumm, verschlichtert, geduckt, mehr Tieren als Menschen gleich, zu uns herüberstierte, waren nicht mehr Ebenbilder Gottes, sondern geschundene Kreaturen einer teuflischen Welt. Viele von ihnen erkannten wir erst später, als wir sie bei der gemeinsamen Sklavenarbeit aus der Nähe sahen und ihre Stimmen hörten, teils sogar erst, als sie sich uns selber wieder zu erkennen gaben.

Als das Licht aufdämmerte, wußten wir nicht, daß unter diesen Unglücklichen auch eine Frau gewesen war. Eine ^Bea tin des Arbeitsamtes, die die undankbare Aufgabe hatte, den weiblichen Arbeitseinsatz zu lenken. Irgendwie war sie in das Spiessrutenlaufen des Vortages mit hineingezerrt worden. Von vielen erkannt und ^{vielen} etlichen Frauen, die ~~stark waren eine wahre~~ ^{wahren} Hyänenart zur Schau ^{zu} tragen, bezichtigt, hatte sie besondere Quälereien erdulden müssen. Halb zu Tode geprügelt war sie am ~~Abend~~ in einen der beiden am Sportplatz als Umkleidekabinen dienenden Räume gelegt worden. Als der Tag anbrach, sahen wir mit einem Male aus diesem Holzhäuschen ein Wesen herauskriechen, ^{das nicht} ~~das wir gar nicht~~ für einen Menschen zu halten geneigt waren. Auf allen Vieren, unter schrecklichen Stöhnen, mit verzerrtem Blick und verrenktem Nacken wand es sich die wenigen Treppen herab die auf den Platz führten. Niemand half ihr. Einige von uns wollten ihr beispringen. Die Wächter verwehrten es. Bis ~~endlich~~ ^{endlich} eine ^{unter} unter ihnen, die sich auch später noch wiederholt als menschlich und mitempfindend erwies, zwei aus unseren Reihen verstoßen ^{zu sich} winkte, um diese ~~gar nicht zu beschreibenden~~ jämmerliche Gestalt dahin zu tragen, wohin ~~sie~~ ^{sie} strebte. Die Frau hatte offenbar schwerste Verletzungen des Rückgrates erlitten. Niemand hat ihr irgendwelche Hilfe gebracht. Nach etwa ^{zwei} ~~lo~~ Tagen ^{ist sie jämmerlich gestorben.} ~~ist sie jämmerlich gestorben.~~

Noch ein zutiefst trauriges Bild steht vor meinem Buge, wenn ich diesen ersten Morgens gedenke, den wir am Sportplatz zugebracht hatten. In der zweiten Ankleidekabine des Sportplatzes waren - das sahen wir erst jetzt, da der Tag sich regte, erstaunlich viele andere Frauen und auch Kinder zusammengepfercht gewesen. Es waren zumest Schlesier, die noch auf Treckzügen durch Innerböhmen befindlich überall eingefangen und in die Internierungszentren geschleppt wurden, wo sie dann oft monatelang das Schicksal der einheimischen Deutschen teilten. Eine der Frauen, ein junge Mutter mit mehreren Kindern hielt ein totes Kleinkind im Arm. Das Kind

4

wer während der Nacht gestorben, wahr~~scheinlich~~^{cheinlich} an Entkräftung.
Die Frau und ihre Mitgefängenen weinten fassungslos. Schon gegen
6 Uhr morgens kam ein Auto an, ein rohgezimmerter Holzsaarg wurde
hervorgezogen - uns schien, als ob schon etliche solche und
größere Säрге in diesem Buty stünden - das Kind einfach darein
verladen und ohne viel Federlesens abtransportiert. Starr vor
Schmerz blieb die Mutter und ^{im Erschrecken getäubt} star ~~vor Schreck~~ blieb^{en} wir als
Zuschauer dieser kleinen Tragödie der Internierung, die sich wohl
zehntausendmal wiederholt haben mag, zurück.

Immer wieder kamen, einzeln oder in Gruppen, neue Zuzügler ins Lager.
Versprengte Soldaten, Frauen mit Kindern, Verwundete, alte Männer,
Deutsche aus Kládno, die man in den Wäldern gefangen hatte und
schon, die nur ganz zufällig in der Kládnoer Gegend von ihrem Schicksal
erzählt wurden.

Noch ehe der Tag mit all' seinem Grause anbrach ereignete sich ein
Zwischenfall der um seiner humorvollen Seite ^{willen} auch erwähnt sei. Unter
uns - schon seit dem Stunden im Keller der Polizei - befand sich ein
Mann, der den Tauben und Törichtem entweder geschickt spälte oder
der das Glück hatte, durch diese beiden Eigenschaften der Erkenntnis
der Gräuigkeit unserer Lage weitgehend überhoben zu sein.
Schon im Keller hatte er uns durch sein Gehäben oft verblüfft. Er
führte nie einen Befehl aus, gab stets verdrehte Antworten, berief
sich auf seine Taubheit und fand mit dieser Methode oft sogar
das Verständnis unserer Quäler, in denen ja - wie in den meisten
Primitiven und in den primitiven Slawen zumal - ein merkwürdiges Gemisch
von Gutherzigkeit und Sadismus lebendig ^{ist}. Beständig - auch während
der Fahrt zum Sportplatz, hatte er verlangt, man möge ihn aussteigen
lassen, damit er ^{dahin} nach seinem Testament sehen könne. Er werde
gewiss wiederkommen. Als wir am Sportplatz in unseren Pferch gedrängt
wurden, hatte er allen Erstes mit den Wachen zu verhandeln angefangen
um die Erlaubnis zum Heingehen zu erhalten. Man hatte ihn, teils lachend
teils roh, abgewehrt. Nun am Morgen, da sich in ersten Bewegung des
Tages für kurze Minuten die Fesseln der ^{der} Bewachung etwas lockerten,
führte er seinen Entschluß aus, Von niemandem bemerkt, stahl er sich
in der Richtung des Zaunes weg und wurde erst erblickt als er den
Zaun schloß erreicht hatte. Ruhe und Befehle hinter ihm. Er geht
mit seinem langsamen und behutsamen Schritt weiter als hörte er nichts.
Vielleicht hat er auch wirklich nichts gehört. Schon ^{ist} er am Zaun
und schickt sich an ihn zu überklettern. Die Wache ^{wie} eine Meute mit

Gebrüll hinter ihm her. Er macht keinerlei Anstalten zu gehorchen. Da er schon halb den Zaun erklettert hat, fallen einige Schüsse. Der Mann rührt sich nicht. Hört er wirklich nicht oder setzt er alles auf eine Karte? Nun hört die Schiesserei wieder auf, da einige Wachen den Zaun erreicht haben. Sie fassen ihn, ziehen ihn heranter und zerren ihn, der heftigst protestiert, unter wüsten Beschimpfungen und Schlägen zurück. Gestikulierend und laut auf die Wachen einredend will sich der Mann nicht fügen. 12 Stunden hat er dann an den Laternenpfahl gebunden dagestanden und immer wieder sein Gerede angefangen. Ein groteskes Sinnbild der Hilflosigkeit und Verworrenheit unserer Lage. Später wurde er freigegeben und ist uns dann bald aus den Bügen entschwunden. Vielleicht hat er sein Ziel mit seiner Methode doch noch erreicht. Wir hätten es ihm alle gewünscht, so sehr auch sein Gehaben uns geschadet hat. Wenn mit dem Hinweis auf ihn und seine Flucht tendenzen wurde uns der Riemen noch enger geschnallt und jeder Versuch aus den Reihen zu treten gleich und gern mit Puffen, Fußtritten, ja gelegentlich auch mit Schüssen ins Blaue beantwortet.

Der erste Vormittag auf dem Spartaplatz verging mit vielerlei Belästigungen durch unsere Wärter. Zunächst nahm man uns Uhren und allen Schmuck ab. Kurz darauf begann eine Sammlung von Geld, das man angeblich zur Betreuung der deutschen Internierten dem roten Kreuz überantworten wollte. Ein jeder musste die Briefftasche halten und was sich an tschechischem Geld darin fand, herausgeben. Deutsche Reichsmarknoten wurden nicht genommen. Teilweise wurden sie unter Hohngelächter zerrissen, da sie ja doch nichts mehr galten, einigen wurden sie auch belassen. Ich trug meine 300.- Mk. bei mir bis zum Augenblick meiner Einlieferung in ein Prager Gefängnislager, wo man dann wahrscheinlich doch schon wusste, dass auch diese Noten noch einen Kaufwert hatten. Dort erst bin ich auch um sie betrogen worden. Nach der Sammlung gruppierten sich die "Sammler" hinter der Umkleekabine und verteilten das für das Rote Kreuz bestimmte Geld ziemlich schamlos untereinander, ohne erst viel den Versuch zu machen, dieses Verhalten vor uns zu verbergen. Ringe und Uhren sahen wir wechselweise im Besitz unserer Wachmannschaften, wenn sie an späteren Tagen wiederkamen. Das war eine Selbstverständlichkeit, für die man eine Rechtfertigung weder suchte, noch auch offenbar als nötig empfand. Diese Razzien wiederholten sich von da ab täglich

anfangs sogar in Zeitabständen von 2 bis 3 Stunden. Je weniger wir hatten, desto unangenehmer wurden sie. Als man Schmuck und Geld ausgeschöpft hatte, machte man sich über die Gepäckstücke, welche einzelne der Internierten, insbesondere die schlesischen Treckfahrer, noch bei sich hatten. Später dann ging es über die Kleidungsstücke und das Schuhwerk. - Wehe dem, der neue Schuhe anhatte! Er durfte sicher sein, dass er bald in irgendwelchen alten Latschen oder gar barfuss würde laufen müssen.

Unsere Wachen wechselten in 4 bis 5 stündigen Abständen. Jede neue Streife hatte neue Gelüste. Also kam man nur dann zur Ruhe, wenn eine Wachablösung aufzog, die ihre Beute bereits erhalten hatte. Unter all den vielen Gestalten, mit denen wir da in oftmals reichlich unliebsame Berührung kamen, ragten nur ganz wenige durch Menschlichkeit und Anständigkeit hervor. Doch gerade darum soll ihrer heute besonders gedacht werden. Ich sehe noch das Gesicht eines sympathischen jungen Milizionärs vor mir, der uns gestattet, einem eben eingelieferten verwundeten Soldaten, den man im prallen Sonnenschein auf seiner Bahre mitten auf den Platz gestellt hatte, und der halb verdurstet nach Wasser fluchte, diese seine Bitte zu erfüllen. So weit war es damals mit uns gekommen, dass wir dem Jungen für eine solche Selbstverständlichkeit noch dankten. Der Blick seiner Augen, mit dem er diesen Dank entgegennahm, verriet uns mehr über sein eigentliches Denken, als es viele Worte getan hätten. Bei einer späteren Gelegenheit sagte dieser gleiche Bursch einem aus unseren Reihen, dass er sich für die Schandtaten seiner Volksgenossen bitter schäme. Wir haben ihn später in der Wachgruppe, zu der er gehörte, nicht mehr gesehen. Auch denke ich eines energischen, vierschötigen Wachkommandanten, der einmal unseretwegen mit seiner ganzen Mannschaft in Streit geriet. Die kaum 18 oder 19 Jahr. alten Bengel dieser Streife wollten an der Mittagssonnenglut mit uns halb verhungerten, ausgemergelten Jammergestalten ihre üblichen sogenannten gymnastischen Freiübungen halten. Der Kommandant hat das verboten und hat es auch durchgesetzt, dass dieses Verbot beachtet wurde. Auch er ist freilich bei der nächsten Wachablösung nicht mehr an der Spitze seiner Gruppe gestanden. Immermehr gewannen die radikalen, unterweltlichen Typen an Herrschaft und immermehr geriet das bürgerlich anständige Element in der Revolutionsführung in den Hintergrund. Was sich zum Schluss in unserem Lager als Herren

^{von}
 aufspielte, war ~~übles~~ Gesindel, sogenannte Partisanen, die aber
 meist so aussehen, als wären sie eher aus einem Zuchthaus entsprungen
 denn in einer tapfer kämpfenden Widerstandsbewegung gesiebt. Dann
 die Unzahl der vorgeblichen KZetler, die alle einen Räuberroman
 zu erzählen wussten, ohne dass jemand von uns nachprüfen konnte,
 ob sie überhaupt und warum sie in ein Konzentrationslager gesteckt
 worden waren. Schliesslich der echte Mob, die Hefe des Volkes, die
 - ansonsten Lichtscheu - in diesen unerhörten Zeiten des Aufblühens
 für alles Sumpfgewächs aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen, um sich
 als Machthaber aufzuspielen. Uns, die wir ihre gepöbelten Opfer
 waren, ist selbst in den bittersten Stunden das Gefühl für den Ab-
 stand, der uns über sie abhob, nie verloren gegangen und hat uns
 über vieles gebrüstet. Zu den traurigsten Erscheinungen dieser an
 Misswuchs so reichen Tage gehörten endlich jene Nutzniesser und
 lautesten Schreier, die, ohne dass ihnen je ein Haar gekrümmt worden
 wäre, sich nun allerhand falsche Verdienste anmassen und uns unter
 erlogenen Vorwänden schmähten oder entwürdigten wollten. Es waren
 nicht wenige Angehörige der Intelligenzschicht darunter, von denen
 wir selbst es erlebt hatten, wie sie vorher vor anderen Götzen ge-
 katzbuckelt hatten.

Die Tage vergingen zunächst unter beständigem Hunger ⁱⁿ mit dem öden
 Mühsiggang des Umherstehens, Umhergehetztwerdens, Wartens, Hoffens
 und Ausschauens. So oft sich die Tore des Platzes öffneten, glomm
 neue Hoffnung auf, ebensooft schlichen sich die Schauer des Schreckens
 durch unsere gequälten Gemüter. Immer folgte zum Ende Enttäuschung.
 Viele Gestalten kamen, einige auch wurden hinweggeholt, niemand
 wusste wohin. Die Neuangekommenen fragte man, soweit man sich ihnen
 nähern konnte, verstohlen nach den letzten Neuigkeiten. Doch wusste
 niemand, was Wahrheit und was Lüge sei, denn keiner traute dem
 anderen und jeder redete nur nach seinem vermeintlichen Vorteil.
 Nur eine kleine Gruppe altvertrauter, durch lange Jahre der ge-
 meinsamen Arbeit bewährter und zusammengeschmiedeter, wirklicher
 Kameraden hielt sich aneinander aufrecht und half denen, die es
 jeweils am meisten traf, ihr Elend zu tragen, ohne zu zerbrechen.
 Diese Kameradschaft, gewachsen und geformt in einer hassersten
 Not, ist eine der seltenen Adelpflanzen, die aus diesem Sumpf
 entkeimte. Sie wiegt vor dem ewigen Gericht mehr, als aller Unrat

mit dem man uns bewarf.

Die schlimmsten Stunden waren die, in denen das Volk, vorab Frauen, als Zaungäste vor und auf den Brettern ^{hockte} hockte, die unser Lager umgaben, und wir - eine Art ~~modernen~~ ^{alten} Gladiatoren - zu ihrer Be- lustigung Schaustellungen zu geben hatten. In gegenseitigen Zuruf peitschten sich Wärter und Zuschauer in immer grössere Ekstasen. Oft meinte man, schon rein körperlich das Geforderte nicht mehr leisten zu können und die ~~wenigen~~ ^{wenigen} Unglücklichen, die wirklich ver- sagten, waren die bedauernswertesten Opfer. Dies mag für viele der Ansporn gewesen sein, über die Grenze dessen hinaus zu leisten, was sie sich sonst nie zugestraft hätten. Den Gipfel erreichten diese Vorgänge am 2. oder 3. Tage unseres Aufenthaltes am Sport- platz. Während die Wenigen, noch einigermaßen Rüstigen unter uns, am Ende eines solchen Schauspiels für die Menge noch damit befasst wurden, ihre restlichen Schuhe, Strümpfe und Röcke gegen minder- wertiges Zeug auszutauschen, das man ihnen mit biederer Mienen als Handelsobjekt anbot, befasste sich ein anderer Teil unserer Wach- mannschaft damit, den halb Ohnmächtigen, oder völlig Ermatteten ihre wertvolleren Kleidungsstücke einfach zu stehlen. Eine sonder- bare Fügung hat es gestattet, dass ich heute noch den Zettel be- sitze, auf welchem ich mir damals die Verlustliste der Dinge, die an jenem Abend entwendet wurden, notiert habe. Er ist zusammengeknüllt unter anderen Papieren in einer Tasche meines Rockes versteckt geblie- ben und selbst wenn jemand ihn gefunden haben sollte, so werden ihm die halb vergilbten, kurzschriftlichen Aufzeichnungen kaum etw. gesagt haben. Über 40 Stücke, darunter Mäntel, Überröcke und Schuh- werk, die für uns bei unserem Leben im Freien damals wahre Klein- odien waren, stehen auf dieser Liste. Neun Männer, von denen wir zu Anfang nicht wussten, ob sie noch lebten, lagen blutübertränkt auf dem Platz. Wir haben sie damals alle wieder ins Leben zurückgerufen, mehrere von ihnen sind aber in den ^{nächsten} ~~folgenden~~ ^{4. Wochen} Tagen in den Folgen der erlittenen Misshandlungen gestorben. Die Orgie, die damals über uns hinweg ging, mochte selbst manchen der abgebrähten Un- menschen unter unserem Wachpersonal etwas zu viel gewesen sein. Nie wieder konnten wir uns so frei wie an jenem Abend um unsere misshandelten Kameraden kümmern und nie wieder war der Ton, den man gegen unsere, bis zur Weissglut empörten Wortführer anwandte, so zurückhaltend. Es scheint ~~da~~ auch unter den Zuschauern einige

beim Anblick dessen, was da angerichtet worden war, ihr Gewissen spürten. Andere war es für uns nicht zu erklären, dass 2 Stunden nach dem Abklingen dieser wüsten Szenen ein höherer russischer Offizier auf den Platz erschien, sich in deutscher Sprache bei uns Deutschen nach dem Vorgefallenen erkundigte, seinem Abschau darüber Ausdruck gab und uns die Zusicherung abgab, solches würde sich solange wir - wie er sich zu unserem Verwundern ausdrückte - unter dem Ehrenschatze der Roten Armee ständen, nicht mehr wiederholen. Er stellte uns anheim, jederzeit seinen Schutz gegen solche Übergriffe anzurufen, . Das war zwar leicht ~~///~~ für ihn gesagt, aber schwer für uns getan, denn wir wussten nicht, wohin wir uns hätten wenden sollen. Auch gab es keine Instanz, um unsere Wünsche zu vermitteln. Schliesslich mussten wir argwöhnen, dass vieles an seinen Worten bloss auf Windhack berechnet war und die Berichte, die man von anderen roten Truppen gehört hat, geben diesem Argwohn recht. Immerhin hat uns im Augenblick dieses Dazwischentreten manches geholfen und wenn auch das Wort des Offiziers sich auf die Dauer nicht voll bewahrheitete, so ist doch zu vermerken, dass es so schlimm, wie an jenem schwarzen Nachmittag nie mehr gewesen ist. -

Allmählich wurde es zur Übung, dass die arbeitsfähigen Interiierten aus dem Lager zur Arbeit nach aussen geholt wurden. Dabei herrschte der in solchen Fällen übliche Sklavenmarkt und das Feilschen zwischen den Arbeitgebern sowohl als auch zwischen den Arbeitssklaven. Bestimmte Kommandi waren beliebt, andere gefürchtet. In die Arbeit trieb uns alle der Hunger, denn man konnte doch hoffen, ausserhalb des Lagers irgendetwas zusätzliche Nahrung zu erhalten. Diese Hoffnung wurde auch fast immer erfüllt. Besonders Glückliche kamen sogar mit Vorräten nachhause, von denen sie ihre eigene Mahlzeit strecken und - wenn sie ^{ausländisch u.} ~~besonders~~ mildtätig waren, - auch den daheimgebliebenen, arbeitsunfähigen Kameraden etwas abgeben konnten. Es gab allerdings auch Arbeitsplätze, auf denen man nichts zu essen, dafür umsonst Schläge bekam. Mitten in der Stadt, vor dem Theater hatte die dtsh. Verwaltung in den letzten Monaten noch Luftschutzgräben aufwerfen lassen. Diese Gräben mussten die Deutschen Sklaven jetzt wieder zuschütten. Einer vielköpfigen Menge von Gaffern war das ein willkommenes Schauspiel und ein immer wieder erneut begrüßter Anlass, ihre bösen Lüste an den wehrlosen Menschen auszulassen. In einem Blitztempo musste man schaufeln. Wer nur einmal erlahmte, auf den wiesen sogleich mehrere

der Zuschauer, die Wachen hin und Kolbenschläge oder Ausstritte waren gleich seine Strafe. Besonders Unglückliche, die durch ihre Arbeit an hervorragender Stelle in den Werken vielen Menschen bekannt waren und selbstverständlich auch unter ihren Untergebenen Menschen hatten, die sich von ihnen benachteiligt wählten, wurden oftmals mehrfach während eines Tages aus den Zuschauerreihen nicht nur mit übelsten Schimpfereien angepöbelt, sondern auch tätlich angegriffen. Durch viele Tage hindurch ging die Arbeit an diesem gefürchtetsten aller Arbeitsplätze 9 Stunden ununterbrochen durch, den anstrengenden Anmarsch von fast einer Stunde nicht gerechnet. Den Internierten wurde in dieser ganzen Zeit nicht ein Bissen Essen zugestanden, ja selbst das Wasser hielt man ihnen oft stundenlang vor. Es ist begreiflich, dass dieses Kommando von allen gemieden wurde. An anderen Stellen ging es harmloser zu. In den umliegenden Vorstädten waren in letzter Stunde überflüssigerweise Panzersperren errichtet worden. Diese Panzersperren hiess es jetzt wieder abzutragen und das Gelände einzuebnen. Auch dort gab es viel wüstes Geschimpfe, manche Schläge und ein immerwährendes Gejage. Aber man hatte wenigstens seine Mittagspause, ein gutes Essen und auch zwischendurch manchmal noch einen Happen, wenn mitleidigere Menschen, die vorbeigingen, unmerklich von den Wächtern uns etwas zusteckten. Durch Tage hindurch bin ich auf der gleichen Strasse, auf welcher ich am 4. Mai meine letzte Autofahrt von Klado auf einen unserer Schächte gemacht hatte, als menschliches Pferd vor einen Wagen gespannt dahingezogen, auf welchen wir die Pflastersteine von den Panzersperren gut 1 1/2 km weit an den Rand des nächsten Waldes führten. Wenn wir Glück mit unseren Wächtern hatten, dann konnten wir an diesem Waldweg inmitten des leuchtenden Grüns der jung erprossenen Bäume manchmal einige Minuten verhalten und ausschneifen. Dann habe ich immer wieder die Strasse entlang geblickt, die mir von Hunderten Fahrten her, die ich auf ihr als "Herr" in meinem Wagen getan hatte, so wohl vertraut war und habe mir meine Gedanken über die Vergänglichkeit des menschlichen Ruhmes gemacht.

Die ganzen Tage, ob's nun hiess, auf dem Sportplatz zu exerzieren, oder die Haare kahlgeschnitten zu erhalten, ob man uns zur Nacht in unseren Pferch trieb, oder ob man uns bei der Arbeit bewachte, immer wieder mussten wir uns die gleichen Beschimpfungen und Lästerreden anhören, die man uns schon im Luftschutzkeller der Polizeistation

gehalten hatte. Wir waren die deutschen Schweine, das Volk der Unkultur und der Greuel, die anderen waren die Edelnation. Wenn man heute, fernab von dem Zorn und Unmut, der damals bei solchen Reden in uns aufstand, überdenkt, welches Symbolik in diesen Reden lag, dann wird es immer deutlicher, was das eigentliche Motiv dieses unglaublich rohen und unerwartet gewaltsamen Aufstandes der Tschechen gegen die Deutschen gewesen ist. Es ist das alte Lied von der Empörung der Minderwertigkeit, von dem inneren Zorn, den der Kleine gegen den Grossen hegt. Das soll nicht ein Werturteil bedeuten. Der Kleine muss nicht immer schlecht und der Grosse nicht immer gut sein. Aber die Tschechen sind nun einmal ein kleines Volk und die Deutschen ein Grosses. Und wer einigermaßen objektiv und ruhig urteilt, wird bei aller Achtung vor der Kulturleistung der Tschechen doch zugucken müssen, dass die Leistung der Deutschen gerade auch im Böhmischem-Mährischen Raum seit eh und je und nicht zuletzt auch in den Jahren zwischen 1939 und 45 eine Bedeutange war. Statt aber dies ruhig zuzugeben, plusterte man sich nun in dem Gefühl eines, diesem Volk ja nur von aussen zugefallenen und gar nicht erfochtenen Sieges auf und schwelgte in dem Genuss, dem Grosse immer beneideten Mitwohnervolk auf Herz und Magen herumtrampeln zu können. Auch hier wieder muss man bei ruhiger Betrachtung wohl sagen, dass nur Wenige all das geglaubt haben können, was sie uns vorlogen. Aber eben jenes Minderwertigkeitsgefühl, das man zu übertönen suchte, liess die Lust an der Lüge die diesem Volke ohnehin eigentümlich ist, zu einer besonderen Waffe in diesem ungleichen Kampfe werden.

Während die Tage so mit Arbeit oder Warten, mit Erdulden und Gequältwerden vergingen, glichen die Nächte einem Biwak in alten Feldschlachten. Nach dem Raub der meisten wärmenden Kleidungsstücke kuschelte man sich noch ^{Fenster} ~~unter~~ aneinander als vordem und der Ring, den unser nächtliches Lager ^{immerhell} ~~mit~~ ^{Tag} ~~mit~~ ^{strahlenden} Lichtkegel unserer Laterne schloss, wurde noch enger. Nach einigen völlig schlaflosen Nächten erwarb man sich auch die nötige Technik, um selbst dieser Situation noch etliche Stunden der Ruhe abzulisten. Zwar, wenn sich einer umdrehte, mussten sich alle 10 oder 20 Mann mit ihm umdrehen, die auf seine Reihe aufgefädelt waren, aber allmählich lernte man es, sich im Fakt und in gleichmässigen Abständen umzudrehen. Gegen Kälte von oben und unten ^{sie} in diesen fast stets sternklaren Nächten oft recht beträchtlich wurde, schützte man sich mit den fantastischsten Mitteln. Ich habe

tagelang auf meinem Hut geschlafen, um meinen Mantel, der mir nach jener Plünderung wie durch ein Wunder verblieben war (vielleicht nur deshalb, weil er schon sehr schäbig gewesen war), mir und anderen als Zudecke von oben dienen zu lassen. Ein anderer schlief auf einem Paar Handschuhe. Der Dritte zog es vor, kalte Füße zu haben und legte sich lieber auf seine Schuhe. Gegen 4 Uhr morgens ging die Sonne auf und damit war natürlich die Nachtruhe vorbei. Kam dann um 5 Uhr auch Leben in die Wachen, so hätten wir gegen eine gelinde Frühgymnastik gar nichts einzuwenden gehabt um unsere völlig steifen Gelenke wieder in Schuss zu bringen. Was man uns nach solchen Nächten zumutete, war allerdings oft mehr, als wir bei unserer Körperverfassung hätten leisten dürfen. So begannen denn auch nach einigen Tagen dieses Lagerlebens sich mancherlei Übel unter uns breit zu machen. Allgemein war eine bedrückend rasche Gewichtsabnahme und ein Verfall im äusseren Aussehen. Obwohl wir alle von der ständigen Sonnenbestrahlung tief dunkel verbrannt waren, wurden unsere Wangen und Augen zusehends hohler. Unter unseren, seit der Internierung nicht mehr rasierten Stoppelbärten wurden wir rasch selbst unseren Freunden unkenntlich. Bei vielen begannen heftige Magen- und Darmstörungen, Nierenkoliken und die ersten Hungerödeme. Seit die letzten Frauen, die noch mit den Trecks in unser Lager eingeliefert worden waren, anderwärts abtransportiert worden waren, wurde die Umkleidekabine als sogenannte Krankenstube eingerichtet. Einen Arzt oder irgend welche Medikamente gab es nicht. Ein gelernter Sanitäter aus unseren eigenen Reihen, der an einem der ersten Tage so schwer verprügelt worden war, dass er sich kaum noch schleppen konnte, machte den Revierfeldweibel. Er hat in seiner äussert geschickten Art vielen völlig Erschöpften wenigstens damit geholfen, dass er sie für einen oder zwei Tage krank schrieb und dadurch vor jeglicher Beanspruchung bewahrte. Auch ich selbst habe diese Entspannung für einen Tag genossen und bin dadurch der vielleicht unwürdigsten Szene ^{im} auf dem Lager entgangen, die sich gerade an jenem Tage abspielte: 2 angeblich frisch aus dem KZ. entlassene tschechische Werksangehörige, blühend aussehend, kamen auf den Platz und liessen sämtliche leitenden Beamten der Werke, soweit sie nicht durch Arbeit oder Krankheit verhindert waren, vortreten. Dann beschimpften sie sie in der unflätigsten Weise und verabreichten einem jeden von ihnen zwei wohlgezielte Ohrfeigen. So sieht die Rage der Kleinen an den Höheren aus!

Länger als zur Wiederauffrischung der bescheidensten Kräfte unbedingt nötig, blieb freilich niemand in der Krankenstube, denn der Jammer, der einen dort ansah, das allmähliche Verkumpfen der wirklich Kranken, ihr Elend, der Staub und Schmutz ringsum, das alles war fast noch schwerer zu ertragen, als draussen selbst die wüstesten Beschimpfungen und das Übermass an körperlicher Anstrengung. Im übrigen dauerte der Vorteil, den diese Krankmeldungen hatten, nur so lange, als die Wachen den darin liegenden Trick nicht durchschauten. Dann musste man gewärtig sein, dass die Krankmeldung erst recht das Signal dazu wurde, einen zu den schwersten und unbeliebtesten Arbeitsplätzen abzukommandieren.

Als die Witterung umschlug und das nächtliche Verweilen im Freien bei Regen und Feuchtigkeit zu einer unmittelbaren Bedrohung für uns alle wurde, griffen wir zu r. Selbsthilfe, weil sich von den Wachen keiner um die Möglichkeit eines Obdaches für uns kümmerte. Entgegen mehrfachen Befehlen erbauten wir uns aus zahlreichen, am Sportplatz aufgeschichteten Klinkersteinen unter einem für die Zuschauer vorgesehenen Regendach eine wichtige Mauer, beschafften uns aus einem nahe gelegenen Dorf einige Fuhren Stroh und richteten uns in diesem neu geschaffenen Raum für die Nacht ein. Zweimal wurden wir dort mit Knütteln und Gewehrkolben herausgetrieben. Als es dann aber auch auf die Wachen genau so heftig regnete wie auf uns, erwies sich unsere Zähigkeit als die stärkere. Die Wachen zogen ab und überliessen uns unseren Schicksal. Wir kehrten in unseren Stall (anders konnte man dieses Verlies, in welchem auf etwa 70 qm 150 Menschen Platz suchten, wahrhaftig nicht nennen) zurück und wurden seither zur Nacht darin geduldet. Immer wieder freilich stöberten uns sogenannte Inspektionen darin zu, allen möglichen Stunden auf und machten uns so selbst dieses Stück selbstgeschaffenen Daseins zur Qual. Jeder Strohhalm wurde von den, oft betrunkenen Wachen, Partisanen, Bürgerwehren und Russensoldaten, die sich in diesen Kontrollen abwechselten, untersucht und wehe dem, bei dem noch irgendetwas Wertvolles gefunden wurde. Daß man es ihm wegnahm war, selbstverständlich, aber die Schläge deren er dabei gewärtig sein mußte, waren für jeden von uns ein Schreckgespenst. -

Mit der Zeit kam auch eine gewisse Ordnung in das Lager. Man nahm mehrere Mal hintereinander unsere Personalien auf und als man sich mit den Namen doch immer wieder verhaspelte, gab man uns einfach

Nummern. Jeder hatte sich diese Nummer zu merken und wurde bei ihr zu allen Verrichtungen des Tages aufgerufen. Das entpersönlichte den Verkehr und überhob unsere Wächter der Mühe, uns überhaupt als Menschen zu werten. "Nummer 24 und 27 holen Wasser Nummer 121 und 276 kehren den Platz, Nummer 312 und 246 tragen den Toten fort." Welche ideale Kategorisierung für die Roboter, die eine von dem großen Befreier und Meister abgeackte Denkweise in uns sah! Ich hatte Nr 150. Als am 22. Mai abend unsere Gruppen von der Arbeit heimkehrten und wir gerade voll Freude die Mitbringsel eines besonders reich bedachten guten Freundes unter einander teilten, wurde plötzlich meine Nummer aufgerufen. "Nr 150 tritt morgen früh um ein halb sechs Uhr mit allen Sachen an", "Das" mit allen Sachen war nur eine amtliche Wendung, denn ich hatte nicht mehr als ich an mir trug. Aber es wies doch darauf hin, dass mir ein besonderes Schicksal zgedacht war. Keiner von uns vermochte es zu erfragen. Es gehört zur Technik der Gefangenenbehandlung, daß man sie über ihr künftiges Schicksal im unklaren läßt. Kann etwas ~~wirkt~~ schlimmer auf die Nerven. Diese Nervenqual mußte auch ich über mich ergehen lassen. Punkt halb sechs am 23. Mai war ich gestellt. Schon nach wurde meine Nummer wieder gerufen. Ich wurde von meinem Kameraden getrennt und abseits geführt. Während die anderen wie gewöhnlich zu Arbeitsbatalionen geformt wurden, blieb ich in der Isolierung. Da klappte es mit einem Male vor dem Tor, man öffnete, ein Dienstwagen der Gendarmerie fuhr vor, zwei - im übrigen recht höfliche und sanfte - Gendarmen ergriffen mich, nachdem man sie auf mich ^{hina} gewiesen hatte, setzten mich zwischen sich ~~in~~ das Auto und los gings - unbekannt wohin. "Jeder Fluchtversuch bedeutet den Tod." Das war alles, was sie mir sagten. Sonst redeten sie weder zu mir noch taten sie mir etwas zuleide. Bald fand ich mich mit ihnen auf der Strasse nach Prag. Ein neues Kapitel begann. Kladno war abgeschlossen und meine rasche und gewaltsame Entführung ließ bald dort das Gerücht aufkeimen, ich sei zur Erschießung abgeholt worden. So geht es - man lebt mit den andern zusammen, blitzschnell wird man von ihnen getrennt. Ist es da verwunderlich, daß sie einen dann totsagen? In Wahrheit ist man ihnen ja auch gestorben.

E. C. Breitfeld.

Bretfeld

alias
↓

Sl.V. 49

Herrn
Dr. jur Erich Dederra

Al/Bo/Sd

B a m b e r g
Geleersmorthol. 2

Mein geehrter Herr Dr. Dederra,

freundlichen Dank für Ihren Brief vom 26.5. und das beiliegende Manuskript. Für die Auswertung einzelner Sätze aus Ihrem uns bereits vorliegenden Manuskript überweisen wir Ihnen DM 15.--. Wir bedauern aufrichtig, nicht tiefer in unsere Tasche hineingreifen zu können, aber auch das würde nicht viel helfen, weil die besagte Tasche an chronischer Schwindsucht leidet. Was eine Veröffentlichung Ihres Gesamtmanuskriptes anbelangt, so kann ich mich dazu nicht äussern. Das wäre Sache unseres Buchverlages, d.h. des Steingraben Verlages. Das Verlagsprogramm dieses Verlages ist jedoch für die nächste Zeit bereits abgeschlossen, und ich glaube nicht, dass dort Aussichten bestehen, schon allein deshalb, weil es an Geld für die weitere Herstellung von Büchern fehlt. Trotzdem könnte ich gelegentlich einmal das Manuskript zur Sprache bringen. Wahrscheinlich ergibt sich die Möglichkeit, im Zuge der in Arbeit befindlichen grösseren Darstellung über den Osten einzelne Teile Ihres Manuskriptes zu verwerten, und zwar der Manuskripte, die uns bereits vorliegen. Die Darstellung muss ja zunächst mit der Kapitulation schliessen und kann die ganze Leidenszeit, die auf die Kapitulation folgte, nicht mehr berücksichtigen. Die weiteren, Ihrem Schreiben beigelegten Manuskripte gebe ich zur Entscheidung an Dr. Höcker weiter.

Mit freundlichen Grüessen
Schriftleitung "Christ und Welt"

(Bongartz)

4 Aufsätze
in Programm
28.1.50

Dr. jur. Erich Dederra

25-226-37
Bamberg, lo.I. 1950
Geierswörthplatz 2

Institut f. Zeitgeschichte
München
ARCHIV

966/53

Herrn

Heinz Bongartz

STUTTGART - O
Straussweg 46

Sehr geehrter Herr Bongartz !

Zunächst möchte ich Ihnen und dem Steingrübenverlag sehr herzlich für die Zusendung Ihres Buches " Es begann an der Weichsel " danken, das mir am Sylvesterabend zugeing. Ich habe es mit größtem Interesse gelesen und kann Ihnen nach dieser ersten leider noch zu flüchtigen Lektüre nur meine weitgehende Zustimmung und meine Glückwünsche zur darstellerischen Leistung aussprechen. Vor allem die Stellen wo Sie, über die Schilderung der Tatsachen hinausgreifend, in Gesprächen und Berichten eine besinnliche und ruhige Deutung des Geschehens zu geben versuchen, scheinen mir ganz ausgezeichnet gelungen. In diesem Zusammenhang sei insbesondere auf das Gespräch des alten Barons mit seinem Sohn, auf den Bericht Lünecke und auf die lange Auseinandersetzung zwischen Scholtis und Schubert verwiesen. Hier ist Ihnen trotz des geringen Abstandes, der uns von den Ereignissen noch trennt und der sicherlich unser Urteil noch flimmern läßt, eine so ausgeglichene und besonnene Deutung gelungen, daß man mit Recht sagen darf, zum ersten Mal habe hier ein unbefangener Schilderer der wahren Tatsachen ein objektives Wort gesprochen. Möge Ihre ganze weitere Arbeit unter einem ähnlich günstigen Stern stehen !

Das Buch erregt allenthalben Interesse. Nur durch kurze Hinweise und Zitate aus einzelnen Kapiteln vermochte ich bereits zwei Deselustige so zu fesseln, dass sie das Buch bestellen wollen. Es wird also bestimmt einen weiten Leserkreis finden, was ihm auch von Herzen zu wünschen ist.

Ich persönlich bin nun natürlich fast noch mehr als auf diesen ersten Band auf die Fortsetzung neugierig, zu der ich seinerzeit die von Ihnen freundlich aufgenommenen Beiträge zu leisten ver-

00034

suchte. Wenn es nicht allzu unbescheiden ist, möchte ich Sie sehr bitten, mir nach Erscheinen auch den zweiten Band zustellen zu lassen. Ich habe ferner noch zwei Bitten :

a) Wenn ~~Sie~~ meine Prager Beiträge verwenden und etwa unter den Quellen zitieren, so ^{benutzen} verwenden Sie bitte mein üblicherweise verwandtes Pseudonym E.C. Breitfeld, da ich aus vielen leicht verständlichen Gründen ungern mit meinem wahren Namen auftreten will.

b) Wenn es Ihnen ohne Schwierigkeiten irgend möglich ist, so senden Sie mir nach Gebrauchnahme meine Manuskripte wieder zu. Wie ich Ihnen schon seinerzeit schrieb, trage ich in meinem Kopf seit langem den Plan zu einem Buch, aus dem diese Manuskripte nur Ausschnitte sind. Meine jetzige überaus beengte Lage hindert mich zwar derzeit an einer Fortführung der Arbeit, aber ich hätte doch mein Material gern beisammen, um es zu guter Stunde mal zusammenzustellen. Dazu wären mir aber die Ihnen eingesandten Originale sehr dienlich. Mit dieser Bitte will ich freilich nicht lästig fallen. Gehts aus technischen Gründen nicht oder nur sehr schwer, dann lassen Sie's bleiben, ich muß dann eben die Dinge aus den mir verbliebenen Brouillons rekonstruieren.

Darf ich bei dieser Gelegenheit auch noch einmal die Frage wiederholen, ob der Steingrüberverlag etwa an einem Buch, wie ich es plane, Interesse hätte - es soll mit Prag als Mittelpunkt die Entwicklung der Jahre 1914 bis 1945 in Bildern umfassen, die die grenzdeutsche und die großdeutsche Tragödie verstehen und ihren Sinn deuten helfen. Ein Ja des Verlages wäre mir ein Ansporn zu einer raschen Fertigstellung wenigstens des ersten Bandes, der im Entwurf vollständig skizziert ist. Für einen Hinweis, ob es einen Sinn hat mit dem Verlag dieserhalb in Verbindung zu treten, wäre ich Ihnen dankbar.

Und nun nochmals herzlichen Dank für Ihr Buch und viele aufrichtige Wünsche für einen ganz großen Erfolg Ihrer Arbeit !

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Franz Dittmar

Herrn
Dr. jur. Erich Dederra
13a= Bamberg
Geierswörthplatz 2

25.1.1950
gr.

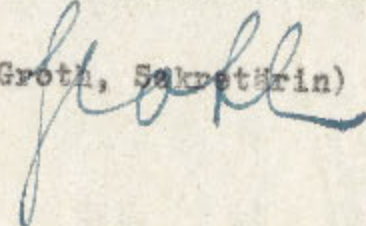
Sehr geehrter Herr Dr. Dederra !

Im Auftrag von Herrn Bongartz, der zurzeit leider noch erkrankt ist, danke ich Ihnen für Ihre so freundlichen Zeilen bezüglich des Weichselbuches. Wir freuen uns über Ihre gute Kritik und danken Ihnen für Ihre Wünsche.

Wir kommen Ihrem Wunsche gern nach und werden Ihr Pseudonym E.C. Breitfeld verwenden. Der II. Band ist im Entstehen, und Herr Bongartz benötigt noch Ihre Unterlagen. Sobald diese nicht mehr gebraucht werden, senden wir sie Ihnen sofort zurück. Ich bitte um ein wenig Geduld. Nach Erscheinen des II. Bandes wird Ihnen dieser als Belegexemplar zugehen.

Was Ihren Plan bezüglich eines Buches über die Entwicklung der Jahre 1914 bis 1945 anbelangt, so habe ich Ihren Brief an den Steingrüben-Verlag weitergegeben, der Sie benachrichtigen wird. Ich hoffe auf einen günstigen Bescheid für Sie.

Mit nochmaligem Dank für Ihre aufrichtigen Wünsche verbleibe ich mit freundlichen Grüßen

i.A.: 
(Groth, Sekretärin)

Institut für ...

Archiv

Herrn
Dr. Erich Dederra
Verbindungsstelle für Vertriebene
B o n n / Rhein

Stuttgart O, Straussweg 46

19. September 1950

Lieber Herr Dr. Dederra !

Ich erlaube mir, Ihnen anbei ein Exemplar des soeben erschienenen Buches "Das Ende an der Elbe" zu übersenden. Ich möchte dabei noch einmal Gelegenheit nehmen, Ihnen für Ihre freundliche Mitarbeit zu danken. Die Anweisung des Honorars erfolgt in den nächsten Tagen.

Bitte, seien Sie so lieb, mir bald Ihr Urteil über das Buch und auch evtl. Berichtigungen oder Verbesserungen mitzuteilen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine Anfrage an Sie richten. Für die Münchner Illustrierte REVUE würde es mich interessieren zu hören, ob es möglich ist, einen Bildbericht über Prchalla- Verhandlungen und Vereinbarungen mit der Bundesregierung - zu machen. Zu diesem Zweck wäre es vielleicht möglich, wenn Sie mir einmal mitteilen könnten, wann General Prchalla noch einmal in Bonn erwartet wird. Vielleicht könnten Sie auch einen Bildberichterstatter auf die richtigen Wege weisen.

Für heute mit herzlichen Grüßen

Ihr

Anlage:
1 Buch!

Dr. Erich Dederra

Bonn, 11.12.1950.
Luisenstr.4.



Lieber Herr Thorwald!

Doch muss mich entschuldigen, dass ich die Karte Ihrer Sekretärin vom 30. Okt. 1950 so lange unbeantwortet gelassen habe. Der Betrieb in meinem Büro war allzu toll.

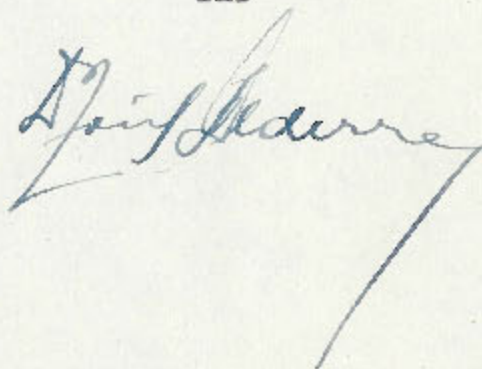
Ich sende Ihnen anbei den Wortlaut der Buchbesprechung, die wir in unserer Vertriebenenkorrespondenz veröffentlicht haben, in der ursprünglichen, ungekürzten Fassung. In der Korrespondenz wurden nur die angekreuzten Stellen veröffentlicht, die mehr kritisch gehaltenen Analysen sind nicht publiziert worden. Ich sende sie aber dennoch mit, weil Ihnen ja wohl daran gelegen war, meine Einstellung auch dort kennen zu lernen, wo sie mit Vorbehalten verknüpft ist.

Ich würde mich sehr freuen, wenn wir Gelegenheit hätten, über diese Vorbehalte einmal zu sprechen. Ich darf Ihnen im übrigen mitteilen, dass das Buch hier überall auf grösstes Interesse gestossen ist und durchwegs sehr positiv beurteilt wird. Umso weniger sollen also meine kritischen Worte Sie belasten.

Ich bin mit den besten Wünschen für Weihnachten und Neujahr und

herzlichen Grüssen

Ihr



00037

25-220-41
Archiv

"Das Ende an der Elbe", Jürgen Thormaehlen

Ein umfassender Bericht über die strategischen und politischen Zusammenhänge der beiden letzten Monate des zerfallenden Hitlerreiches, ein Dokument ganz ausserordentlichen Fleisses, höchsten Einfühlungsvermögens und bedeutender Gestaltungskraft.

Gedacht als der 2. Band zu "Es begann an der Weichsel", ist dieses wesentlich umfangreichere Buch von seinem Vorläufer doch sehr verschieden. Während im 1. Band der Autor sich auf den Gipfelpunkten der Darstellung weit über die Fülle des gesichteten Materials erhebt und Ausblicke in die grossen Zusammenhänge des deutschen Dramas mit dem Drama des Geistes auf dieser Erde überhaupt gibt, hat es den Anschein, als hätte ihn beim Schreiben des 2. Bandes das Material so überwältigt, dass er sich im wesentlichen doch nur auf die Wiedergabe historischer und psychologischer Daten beschränkt und sich nur in undeutenden Fragen an die eigentliche Thematik des ost-deutschen Schicksals herantastet.

Jeder, der an diesem Schicksal teilhat, wird das Buch, ähnlich wie den 1. Band, mit Anteilnahme, Spannung und innerem Gewinn lesen. Es sind ja nicht nur beantwortete Fragen, sondern auch schon die nur gestellten, die unser so nötiges Nachdenken über das Verhängnis der letzten 35 Jahre anregen und zu dieser Anregung trägt das Buch in dankenswertester Weise bei. Es stellt die Tatsachen unverzerrt, schlicht und klar fest und macht uns die Problematik des Zusammenbruchs auf die eindringlichste Weise sichtbar. Mehr kann man ja eigentlich von einem Abschlussbericht heute noch nicht erwarten. Schon dadurch, dass es diesen Bericht auf Hunderten von einwandfreien Zeugenaussagen aufbaut, erhält es ein bleibendes Verdienst.

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte: Der 1. Abschnitt "Reinriet" oder "die letzte Hoffnung an der Oder" gibt die militärischen Daten für die Zeit von Mitte März bis Mitte April hinsichtlich der Kämpfe östlich und westlich der Oder.

Der 2. Abschnitt "Schlacht in Berlin" ist weitaus das umfangreichste Kapitel (von insgesamt 408 Seiten des ganzen Buches umfasst es 224, also mehr als die Hälfte). Besonders ein-

eindrucksvoll und überzeugend sind darin die Schilderungen über Hitlers letzte Tage und Stunden, die aus deutscher Sicht in dieser Form noch nicht vorliegen.

Der 3. Abschnitt, "Insel der Unseligen" oder Sturm auf Prag behandelt auf 86 Seiten das Geschehen in Böhmen und Mähren und um den dort regierenden Generalfeldmarschall Schörner. Ein Seitenblick gilt Breslau, das erst am 6.5.1945 kapitulierte. Ein etwas allzu kurz geratener historischer Abriss über die Entwicklung des böhmischen Raumes von 1938 - 1945 bedürfte vielleicht noch mancher Berichtigung und einiger Ergänzung. Die Schilderung der unsagbaren Greuel in Böhmen und Mähren nach dem 5.5.1945 ist ohne Zweifel nicht übertrieben doch liest sie sich im Zusammenhang mit dem sonst auf militärische Daten abgestellten Bericht etwas allzu schroff. Als letztes Kapitel ist den Schilderungen schliesslich noch eine kurze Darstellung über die "Verlorenen in Kurland" angefügt, deren Schicksal ja auch erst durch das Ende in Flensburg dem ebenfalls noch einige Seiten gewidmet sind, besiegelt wird. Man bedauert eigentlich, dass diese Kapitel nur so kurz ausgefallen sind und würde sich wünschen, dass auch ihnen einmal eine eingehende Darstellung gewidmet wird, die mit der Genauigkeit der Schilderungen der Schlacht in Berlin Charaktere und Geschehnisse beleuchtet.

Alles in allem ein erschütterndes Buch, das jeder Deutsche gelesen haben sollte. Kleine technische Versehen im Stil und im Druck, die sich an einigen wenigen Stellen finden, sind mit der Überbelastung des Autors und der Überfülle des Material wohl zu entschuldigen und werden in einer hoffentlich bald erscheinenden Neuauflage - wie wir hören, ist die 1. Auflage bereits vergriffen - sicher richtig gestellt werden können.

Institut für